



Die Abwertung der Anderen

Beiträge der mehrjährigen Tagungsreihe



HERAUSGEBER
Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland
Marina Chernivsky



ZWST



11

Die Zentralwohlfahrtsstelle wurde 1917 als »Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden« mit dem Ziel gegründet, die vielfältigen sozialen Einrichtungen der jüdischen Gemeinschaft zu unterstützen, zu koordinieren und zu vernetzen. 1939 wurde die Zentralwohlfahrtsstelle zwangsaufgelöst und 1943 endgültig zerschlagen. Im Jahre 1951 konnte der Verband unter seinem heutigen Namen »Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland« – ZWST – wiedergegründet werden.

Unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit war die ZWST ausgesprochen aktiv. Ihre primäre Aufgabe war die Aufnahme und Versorgung der Überlebenden, Vertriebenen und Geflüchteten. Dazu gehörten auch die Jugend- und Seniorenarbeit, Bildung, Beratung und Begleitung jüdischer Menschen, die hier Zuflucht gesucht haben oder nach dem Ende des Krieges in ihre Heimatorte zurückgekehrt waren. Mit Beginn der Einwanderung aus der Sowjetunion stand 1989 die Versorgung und Begleitung von jüdischen Kontingentflüchtlingen wieder im Fokus ihrer Tätigkeit.

Heute ist die ZWST Mitglied in der *Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW)*. Als Dachorganisation vertritt die ZWST die jüdischen Gemeinden sowie Landesverbände auf dem Gebiet der jüdischen Sozialarbeit und ist bundesweit aktiv. Ihr Auftrag liegt vor allem in der Aus- und Weiterbildung der professionellen (jüdischen) Sozial- und Jugendarbeit, der Stärkung des Ehrenamtes, der Migrationsberatung sowie der Ausweitung psychosozialer Betreuungsmaßnahmen.

Politische Bildung ist ebenfalls ein wichtiges Anliegen der ZWST. Hier ist die ZWST seit vielen Jahren aktiv und setzt sich für die Entwicklung einer gerechten und demokratischen Gesellschaft ein. Im Rahmen dieses Engagements entstand das Projekt *Perspektivwechsel*, das vor allem in Thüringen umgesetzt wurde. Unterstützt durch Bund und

Land ermöglichte das Modellprojekt Fort- und Weiterbildungen sowie Fachkonferenzen für Multiplikator*innen im Bereich der gesellschafts-politisch orientierten Bildungs- und Sozialarbeit mit dem Schwerpunkt der Antisemitismus- und Rassismusprävention.

Das Format der Projektarbeit umfasste Fort- und Weiterbildungen sowie jährliche Fachkonferenzen zu gesellschaftlich bedeutsamen Dispositionen sowie projektbezogenen Fragestellungen. Mit der dreitägigen Fachtagung »Aus der Geschichte lernen« startete die Tagungsreihe des Projekts *Perspektivwechsel*. Diese jährlichen Tagungen boten Raum für kollegialen Austausch, wissenschaftliche Reflexion und praxisbezogene Analysen. Die vorliegende Publikation ist eine Zusammenfassung ausgewählter Tagungsbeiträge aus dem Zeitraum 2008 – 2011.

Die ZWST bedankt sich bei allen Partnern und Unterstützern, die unsere Fachkonferenzen über die Jahre ermöglicht haben. Wir danken dem Bundesprogramm *Demokratie leben!* für die Möglichkeit, diesen Sammelband im aktuellen Bundesprogramm herauszugeben. Wir danken dem Landesprogramm *DENK BUNT* und dem *Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien* (Thillm), der *Sparkasse Finanzgruppe Hessen Thüringen* für ihre langjährige Unterstützung und Förderung unserer Initiative.

11

BENJAMIN BLOCH
Direktor ZWST

EINLEITUNG

Editorial Marina Chernivsky	04
--------------------------------	----

BEITRÄGE

<i>Zum Verhältnis von Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus</i> Birgit Rommelspacher	06
<i>Zur Kontinuität antijüdischer und fremdenfeindlicher Weltbilder und Denkweisen</i> Christian Wiese	14
<i>Das Unbehagen an der Geschichte</i> Ilka Quindeau	20
<i>»Ist Jude ein Schimpfwort?«</i> Juliane Wetzel	26
<i>Warum sind immer die Anderen an allem Schuld?</i> Andreas Beelmann	32
<i>Antisemitismus als Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit</i> Andreas Zick	38
<i>Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland</i> Beate Küpper	46
<i>Anders anders und oft ungleich</i> Georg Auernheimer	50

VERZEICHNIS

Autorinnen und Autoren	58
Impressum	59

Editorial

VON

Marina Chernivsky

Diese Publikation ist ein Sammelband aus unterschiedlichen Beiträgen, die unsere Fachtagungen bereichert und begründet haben. Dabei geht es um folgende Veranstaltungen:

2008 Aus der Geschichte lernen?
Zeitgemäße Ansätze zum pädagogischen Umgang mit Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit

2009 Das Eigene und das Fremde.
Antisemitismus und Rassismus als Formen gesellschaftlicher Ausgrenzung

2010 Das Dilemma der Differenz.
Zum pädagogischen Umgang mit Unterschieden und Ausgrenzung

2011 Die Abwertung der Anderen.
Theorien, Praxis, Reflexionen

Genau wie die vom Modellprojekt *Perspektivwechsel* über viele Jahre angebotenen Fort- und Weiterbildungen zu diesen Themen, berührten die Fachkonferenzen nicht nur die gesellschaftspolitische Agenda, sondern ermöglichten auch einen fachlichen und dialogischen Erfahrungsaustausch zwischen Multiplikatorinnen und Multiplikatoren, die überwiegend aus den Bereichen Schule, Soziale Arbeit und öffentliche Verwaltung kamen.

Die Ansätze der Selbstbefragung und Selbstreflexion, die zentrale Bestandteile der Arbeitsweise von *Perspektivwechsel* sind, gewannen auch bei diesen

Großveranstaltungen immer mehr an Bedeutung und drangen tiefer in das Bildungsverständnis der Multiplikator*innen ein.

Ein emanzipatorischer Bildungsansatz geht immer über die »bloße« Vermittlung von Wissen hinaus. Seine Merkmale sind vielmehr die Auseinandersetzung mit alternativen Denk- und Kommunikationsformen in Alltag und Beruf und das grundsätzliche Infragestellen gesellschaftlicher Verhältnisse. Ein emanzipatorisches Verständnis von Bildung zielt nicht vorrangig darauf ab, punktuelle Verbesserungsvorschläge für gesellschaftliche Probleme wie Rassismus oder Antisemitismus hervorzubringen. Sein Hauptanliegen ist die Ankurbelung eines Reflexionsprozesses über alternative Gesellschaftsentwürfe, in dem auch die individuelle Rolle von zentraler Bedeutung ist.

Die Tagungsreihe hatte daher das Ziel, Akteur*innen in ihrem Wissen und ihrer Reflexions- und Handlungsfähigkeit zu stärken. Sie sollten ermutigt werden, eigenverantwortlich in aktuelle gesellschaftspolitische Prozesse einzugreifen und Veränderungen anzustoßen.

In einem unter idealen Rahmenbedingungen stattfindenden emanzipatorischen Lernprozess wird den Akteur*innen Raum für das gemeinschaftliche Erfassen von Problemen zur Verfügung gestellt. Darauf baut die Analyse der gewonnenen Erkenntnisse auf, bevor die Akteur*innen schließlich gemeinsam in Aktion treten. Dieser Prozess ist gleichzeitig auch die Prämisse emanzipatorischer Bildung. Die klassische

Trennung von Theorie und Praxis verschwindet, während die beiden Ebenen – Bewusstseinsbildung und Handlungsfähigkeit zusammengeführt werden. Der Wissenszuwachs ist dabei nur ein Teilaspekt. Darüber hinaus geht es vielmehr um die Möglichkeit, eigene Bezüge zu den verhandelten Themen zu eruieren, individuelle Prägungen in den Blick zu nehmen und ihren Einfluss auf das heutige Denken und Handeln zu erkennen.



[]

Die Förderung des Austausches zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und praktischen Erfahrungen war daher ein zentrales Merkmal der Tagungsreihe. Auch die Gestaltung der Tagungsräume folgte dieser Intention. Theoretische Analysen, aber auch Fragen, Perspektiven und Erfahrungen der Beteiligten stellen die Grundlage des mehrjährigen Lernens dar. Es gibt keine einfachen Antworten auf Rassismus und Antisemitismus, Vorurteile und Diskriminierung. Auf diesen Gebieten haben wir es mit wesentlich mehr Fragen als Antworten zu tun. Ein greifbarer Erkenntnisgewinn hängt folglich von der individuellen Bereitschaft ab, die Bedeutung dieser Fragen mit sich selbst in Verbindung zu setzen.

Dieser Sammelband erscheint im Rahmen des neuen Kompetenzzentrums der ZWST. Das 2015 gegründete Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment zielt auf die Stärkung der jüdischen Gemeinschaft in ihrem Umgang mit Antisemitismus und Diskriminierung ab. Als Fachstelle für Fortbildung und Vernetzung folgt das Zentrum einem emanzipatorischen Ansatz, mit dem Ziel, die Ressourcen und Potenziale von Einzelnen und Gruppen im Hinblick auf die Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragen zu steigern. Hierfür sind die in dieser Publikation versammelten Beiträge von besonderer und handlungsleitender Bedeutung.

[]

MARINA CHERNIVSKY
Leitung Kompetenzzentrum
ZWST

Zum Verhältnis von Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus

VON

Birgit Rommelspacher

Was bedeutet Antisemitismus in einer Gesellschaft, die vor wenigen Jahrzehnten nahezu alle europäischen Juden vertrieben und Millionen von ihnen ermordet hat? Wie definiert sie ihr Verhältnis zu den heute hier lebenden Juden und wie prägt die Geschichte diese Beziehung? Auffallend ist etwa, dass heute die Verlautbarungen des *Zentralrats der Juden* in der Regel große öffentliche Aufmerksamkeit genießen, zugleich aber auch die Elite des Landes stehenden Beifall einer Rede spendet, in der die Juden und die mit ihnen verbündeten Intellektuellen beschuldigt werden, den Frieden des Landes anhaltend zu stören. So sprach Martin Walser in seiner Rede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels in der Paulskirche in Frankfurt (1998) davon, dass da welche sind, die uns »verletzen«, die uns »weh tun wollen« indem sie uns ständig unserer Schande vorhalten – und das zu »eigenen Zwecken«.

Das Bild von »dem« Juden als dem Störenfried, vom Schädling, der den »Volkkörper« von innen her zu zersetzen droht, ist eine Metapher, die im Zusammenhang mit dem Nationalgedanken in Deutschland entwickelt wurde. Entscheidend waren dabei Philosophen wie Herder, Fichte und Hegel, die mit ihren »Volksgesellschaften« das Bild von der Nation als einer organischen Einheit schufen, die in einem fernen Ursprung »wurzelt«. Damit wurde die Grundlage geschaffen, um mit Hilfe völkischer Ideologien »die« Juden zu

essentiellen Feinden des angeblich redlichen, bodenständigen, tapferen Germanen zu erklären. Den Juden wurde eigennütziger Materialismus, Atheismus, Intellektualität und schrankenlose Sexualität unterstellt. So wurden sie zum Prototyp des Fremden gemacht – und zwar nicht eines Fremden, der aus der Ferne kommt, sondern eines Fremden, der unsichtbar ist und mitten »unter uns« weilt. Die völkischen Ideologen riefen deshalb zu steter Wachsamkeit auf, um die »Reinheit« der Nation zu schützen. Die »Blutschande«, die vormals die »Sünde« des Verkehrs mit dem eigenen Blut – den Inzest – bezeichnete, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts umgekehrt: »Aus der inzestuösen »Blutschande« wurde die »Sünde« des Verkehrs mit dem anderen, dem fremden Blut« (Braun 2005, 72).

Grundlage dieser Fremdheitskonstruktion ist hier, wie bei allen anderen Rassismus-Konstruktionen auch, die Biologisierung der Differenz. Demgegenüber war bis zu dieser Zeit die *christliche Judenfeindschaft*, der *Antijudaismus*, im Wesentlichen mit religiösen Differenzen begründet worden, konkret mit dem Vorwurf, die Juden hätten Christus getötet. Allgemeiner gesprochen lag die Ursache der Ressentiments vor allem in der Tatsache, dass das Christentum als Abkömmling des Judentums alleine durch dessen Existenz in seinem Wahrheitsanspruch in Frage gestellt wurde. Solange dies jedoch als ein religiöses Problem verstanden

Die Verbrechen des Nationalsozialismus führten u.a. dazu, dass der Antisemitismus heute in Deutschland weitgehend mit einem Tabu belegt ist. Diese Tabuisierung generiert einen spezifischen Philosemitismus, gepaart mit dem sogenannten sekundären Antisemitismus, der »den« Juden vorwirft, die Vergangenheit nicht ruhen zu lassen.

wurde, konnte es durch die Taufe der Juden zumindest im Prinzip »gelöst« werden. Mit der Moderne jedoch wurden diese religiösen Differenzen in einen Unterschied zwischen »Rassen« transformiert, d. h. in einen biologisch begründeten Unterschied umgedeutet. Der Begriff *Antisemitismus* wurde 1879 von Wilhelm Marr geprägt, der in seiner Hetzschrift »Der Sieg des Judentums über das Germanentum« den Bruch mit dem christlichen Antijudaismus forderte und den Antisemitismus »wissenschaftlich« zu begründen suchte. Er ordnete nun die Juden auf der Basis der semitischen Sprachgemeinschaft der semitischen »Rasse«¹ zu und zog damit unüberbrückbare, absolute Grenzen. Die sozial-kulturellen Differenzen gingen sozusagen ins »Blut« über. Die Unterschiede galten nun als angeboren und wurden angeblich auch weitervererbt – mit entsprechendem »tödlichen« Folgen im Nationalsozialismus.

Die Verbrechen des Nationalsozialismus führten u.a. dazu, dass der Antisemitismus heute in Deutschland weitgehend mit einem Tabu belegt ist. Diese Tabuisierung generiert einen spezifischen *Philosemitismus*, gepaart mit dem sogenannten *sekundären Antisemitismus*, der »den« Juden vorwirft, die Vergangenheit nicht ruhen zu lassen. Über die Hälfte der Deutschen ist der Überzeugung, dass die Juden die Deutschen immer an ihre Schuld erinnerten, und nahezu 40% sind der Auffassung, dass sie den Holocaust für ihre Zwecke ausbeuten würden (Rensmann 2004, 235). Aus den Tätern von damals sind Opfer geworden.

Dementsprechend sind auch viele Deutsche (37%) der Auffassung, dass die Vertreibung der Deutschen im Osten ein ebenso großes Verbrechen sei wie der Holocaust an den Juden (ebd., 230). Eine solche Täter-Opfer-Umkehr dient der Schuldabwehr – ähnlich wie die Vermeidung der Erinnerung, die Verweigerung von Mitgefühl oder die Banalisierung und Leugnung der nationalsozialistischen Verbrechen. Schließlich verbirgt sich der Antisemitismus vielfach auch in einem *Antizionismus*, der die Politik Israels als Ausdruck »des« jüdischen kritisiert.

Insofern ist diese Verschiebung der Ressentiments gegen die Juden auf Felder politischer Auseinandersetzung ebenso wie die Tabuisierung eines offenen Antisemitismus, die Erinnerungsverweigerung und auch der Philosemitismus ein wesentliches Kennzeichen eines Antisemitismus in der *Post-Holocaust-Gesellschaft*.

Die Biologisierung religiöser Unterschiede, wie dies in der Konstruktion des Antisemitismus geschieht, macht diesen zu einer Form des Rassismus. Rassismus im modernen westlichen Sinn basiert auf der »Theorie« der Unterschiedlichkeit menschlicher »Rassen« aufgrund biologischer oder quasi-biologischer Merkmale. So können auch soziale und kulturelle Differenzen naturalisiert werden, wenn soziale Beziehungen zwischen Menschen als unveränderlich und vererbbar verstanden werden (*Naturalisierung*). Die Menschen werden dafür in jeweils homogenen Gruppen zusammen gefasst und vereinheitlicht (*Homogenisierung*) und den anderen als grundsätzlich verschieden und unvereinbar gegenübergestellt (*Polarisierung*), damit aber zugleich in eine Rangordnung gebracht (*Hierarchisierung*).

Beim Rassismus handelt es sich jedoch nicht einfach um individuelle Vorurteile, sondern um die Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien, die auf der Diskriminierung der so konstruierten Gruppen basieren. In diesem Sinne beschreibt Rassismus immer auch ein gesellschaftliches Verhältnis. So wird auch mit Hilfe des Rassismus der Zugang zum ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Kapital in der Gesellschaft gesteuert. Das geschieht vor allem durch ein Zugehörigkeitsmanagement, das »die Einen« als Insider und »die Anderen« als Außenstehende ausweist. Dabei sichern sich die Mehrheitsangehörigen das Privileg, in der Norm zu leben und ihre Normalität als verbindlich für »die Anderen« zu definieren. Sie leben in einer Welt, die für sie gemacht ist und in der sie sich repräsentiert fühlen. Sie haben einen leichteren Zugang zum Arbeitsmarkt und Bildungssystem, zu sozialen Beziehungen und zu persönlichem wie

[1]

Zu der »Rasse« der Semiten rechnete man alle Bewohner*innen des Nahen Ostens, indem man von der sprachlichen Verwandtschaft des Arabischen und des Hebräischen auf eine biologisch-rassistische Gemeinsamkeit schloss. Die antisemitische Feindschaft richtete sich aber ausschließlich gegen jüdische Menschen – unabhängig davon, ob sie Hebräisch sprachen und wo sie lebten.

So unterscheidet sich der Antisemitismus vom kolonialen Rassismus darin, dass er – psychoanalytisch gesprochen – stärker von ›Über-Ich-Projektionen‹ genährt wird und hier den Anderen ein ›Zuviel‹ an Intelligenz, Reichtum und Macht zuschreibt, während der koloniale Rassismus stärker von ›Es-Projektionen‹ bestimmt ist, die den Anderen besondere ›Primitivität‹ vor allem in Bezug auf Sexualität und Aggressivität unterstellen.

gesellschaftlichem Ansehen. Allerdings wird dies alles von ihnen meist nicht als Privileg empfunden, da es in der Selbstverständlichkeit der Normalität verborgen ist. Deshalb ist es oft schwierig, die eigenen Privilegierungen zu erkennen, auch wenn einem bewusst ist, dass ›die Anderen‹ diskriminiert werden.

Der Rassismus wurde vor allem im Zuge des Kolonialismus etabliert, als europäische Wissenschaftler die Menschheit in unterschiedliche »Rassen« einteilten. Obleich diese Hierarchisierung der Menschen wie beim Antisemitismus auf einer Biologisierung sozialer und kultureller Unterschiede basiert, gibt es zwischen diesen Rassismen doch auch erhebliche Unterschiede. So muss der Antisemitismus nach seinen spezifischen Entstehungsbedingungen, d. h. nach seiner Fundierung im jahrhundertalten christlichen Antijudaismus, als eine besondere Form kollektiver Feindseligkeit gewertet werden. Ebenso sind die Erscheinungsformen unterschiedlich.

So unterscheidet sich der Antisemitismus vom kolonialen Rassismus darin, dass er – psychoanalytisch gesprochen – stärker von ›Über-Ich-Projektionen‹ genährt wird und hier den Anderen ein ›Zuviel‹ an Intelligenz, Reichtum und Macht zuschreibt, während der koloniale Rassismus stärker von ›Es-Projektionen‹ bestimmt ist, die den Anderen besondere ›Primitivität‹ vor allem in Bezug auf Sexualität und Aggressivität unterstellen. Das gilt jedoch nur eingeschränkt, da

auch ›den‹ Juden eine besondere Triebhaftigkeit zugeschrieben wird. Schließlich können die verschiedenen Rassismen auch danach beurteilt werden, welche Funktion sie haben. So liegt eine zentrale Funktion des Antisemitismus in der Welterklärung, so dass den Juden alle möglichen gesellschaftlichen Fehlentwicklungen angelastet werden können, während beim kolonialen Rassismus der Aspekt der Ausbeutung stärker im Vordergrund steht. D. h. es gibt Unterschiede in Funktion, Erscheinungsform und Entstehungsbedingungen.

Das gilt auch für andere Rassismen. Denken wir etwa an den derzeit höchst aktuellen *antimuslimischen Rassismus*. Auch er ist in einem ganz bestimmten Kontext entstanden, nämlich im jahrhundertalten Kampf zwischen Orient und Okzident. Auch er hat ganz spezifische Bilder hervorgebracht, die vor allem im *Orientalismus* der kolonialen Eroberer ausgebildet wurden. Und schließlich hat auch er unterschiedliche Funktionen. So ist ›der‹ Islam heute zum eigentlichen Gegenspieler ›des‹ Westens geworden und bildet in der manichäischen Sicht des Rassismus seinen unvereinbaren Gegensatz.

Antimuslimische Ressentiments werden heute selten als Rassismus, sondern sehr viel eher als Islamkritik oder als Islamophobie bezeichnet. Das Beispiel der Entwicklung des Antisemitismus aus dem Antijudaismus macht m. E. jedoch deutlich, dass auch in Bezug auf den Islam eine so feindselige Aufladung möglich ist, dass sie sich bis zum Rassismus steigern kann. Das heißt antimuslimische Einstellungen können umso mehr als Rassismus bezeichnet werden, je mehr sie ›den‹ Islam zu einem Differenzierungsmerkmal machen, das das ›Wesen‹ aller Moslems zu durchdringen scheint und sich wie eine biologische Eigenschaft von einer Generation auf die andere weitervererbt. Zur Differenzierung gegenüber dem kolonialen Rassismus wird der Rassismus in der Literatur auch häufig als *Kulturrassismus*, oder als *Neorassismus* bezeichnet. Die Bezeichnung Rassismus ist vor allem auch dann angemessen, wenn die entsprechenden Konstruktionen der Legitimation gesellschaftlicher Hierarchien und Herrschaftsverhältnissen dienen. Das gilt auch für andere Rassismen wie etwa den *Antislawismus* und den *Antiziganismus*.

Zusammenfassend können wir Rassismus also definieren als ein System von Diskursen und Praxen, die historisch entwickelte und aktuelle Machtverhältnisse legitimieren, indem sie soziale Hierarchien zu biologischen umdeuten.

WIDERSTÄNDE

In der deutschen Diskussion wird der Rassismus-Begriff vielfach gemieden. Begriffe wie Ausländerfeindlichkeit, Fremdenangst oder Fremdenfeindlichkeit werden in entsprechenden Zusammenhängen sehr viel eher benutzt. Selbst in den Forschungen zum Rechtsextremismus taucht der Rassismus-Begriff kaum auf. Allerdings finden wir ihn zunehmend in politischen Konzepten und Arbeitspapieren, da der Begriff über die internationale Politik, insbesondere auch die Richtlinien der EU, nach Deutschland gewissermaßen reimportiert wird.

Für das Meiden des Rassismus-Begriffs gibt es viele Gründe. Einer davon ist sicherlich der, dass der Rassismus-Begriff in Deutschland in einem engen Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus steht. Er ist mit den grausamsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit verknüpft und scheint deshalb für die Beschreibung von Alltagsphänomenen ungeeignet. Übersehen wird dabei jedoch, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus sich auf eine breite Palette von Ausgrenzungspraxen stützten und so durchaus auch subtile Formen des Rassismus zur Voraussetzung hatten.

Zum anderen spielt es sicherlich auch eine Rolle, dass der Kolonialismus, in dessen Kontext der Rassismus-Begriff ebenfalls zentral ist, in Deutschland als ein weniger gravierendes Phänomen betrachtet wird und in seiner Bedeutung gewissermaßen hinter dem Nationalsozialismus zu verschwinden scheint. Dementsprechend wurde in Deutschland auch die weltweit geführte *Entkolonisierungsdebatte* bisher so gut wie nicht zur Kenntnis genommen. Allerdings gibt es inzwischen sehr interessante Forschungen, in denen die historischen Kontinuitäten zwischen Kolonialismus und Nationalsozialismus² herausgearbeitet werden und so allmählich auch der Zusammenhang zwischen kolonialem Rassismus und nationalsozialistischer Rassenpolitik stärker in den Blick gerät.

Neben historischen Gründen wird der Rassismus-Begriff sicherlich auch deshalb gemieden, weil er als Begriff schwer abgrenzbar ist. Ist etwa die Auffassung, ›es lebten zu viele Ausländer in Deutschland‹, die immerhin 60 % der Deutschen teilen, rassistisch? Kann man also über die Hälfte der Bevölkerung als Rassisten bezeichnen – oder gar als rechtsextrem? Auch die Abgrenzung zwischen Rassismus und Rechtsextremismus ist schwierig.

Beim *Rechtsextremismus* handelt es sich um ein politisches Einstellungsmuster, das auf die politische Verfasstheit der Gesellschaft abzielt. Der Rechtsextremismus basiert zwar auch auf einer biologistischen Theorie »natürlicher« Hierarchien, versteht diese jedoch zugleich auch als ein politisches Konzept, denn er will diese Hierarchien verschärfen und in einem anhaltenden Kampf den »Besten« zur Herrschaft verhelfen. Auf der Grundlage einer sozialdarwinistischen Ideologie, der zufolge alle gegen alle kämpfen, können nur die Besten und Stärksten gewinnen. Insofern werden hier alle gesellschaftlichen Hierarchien und nicht nur ethnische oder kulturelle Differenzen biologisiert, wie etwa die Beziehung zwischen Männern und Frauen ebenso wie jene zwischen Menschen mit Behinderungen, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen oder auch zwischen sozialen Klassen, so dass sie zwischen Führer und Gefolgschaft ebenso hart unterscheiden wie zwischen lebenswertem und unwertem Leben. In diesem Sinne geht der Rechtsextremismus über den Rassismus hinaus. Das bedeutet, dass es zwar Rassismus ohne Rechtsextremismus gibt, nicht aber Rechtsextremismus ohne Rassismus.

Der Rechtsextremismus changiert zwischen einer eher nationalistisch und einer eher rassistisch argumentierenden Variante. Als »natürlich« gilt sowohl die Hierarchie zwischen unterschiedlichen »Völkern« als auch die zwischen unterschiedlichen »Rassen«. So beziehen sich Rechtsextreme in Deutschland heute sowohl auf das deutsche »Volk« als auch auf eine »aryan nation« oder aber auf die »white power«. Der Rechtsextremismus ist eine politische Ideologie, die ihre gesellschaftlichen Vorstellungen auch umsetzen möchte, während der Rassismus eher ein kulturelles Phänomen ist, das Werte, Normen und Praxen in der Gesellschaft prägt und damit zwar ebenfalls die Politik beeinflusst, jedoch eher auf indirekte Weise.

RECHTSEXTREMISMUS IN WEST- UND OSTDEUTSCHLAND

Rechtsextremismus gab es in Ost- und Westdeutschland auch vor der Vereinigung. Er trat aber mit der Wende in einem für beide Landesteile bisher nicht bekanntem Ausmaß zu Tage. Geradezu explosionsartig stieg die rechte Gewalt 1990 um das 10fache und 1992 nochmal um das 25-fache an. Anschließend ging sie etwas zurück, steigt aber seit 1996 wieder kontinuierlich an (Stöss 1999). Diese unübersehbare Präsenz rechter Gewalt war ein sehr markantes Phänomen, das die

[2]

Vgl. Kößler / Melber 2004 *Völkermord und Gedenken. Der Genozid an den Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika 1904-1908*; Essner 2005 »Border-line« im Menschenblut und Struktur rassistischer Rechts-spaltung. *Koloniales Kaiserreich und »Drittes Reich«*; Lutz / Gwarecki 2005 (Hg.) *Kolonialismus und Erinnerungskultur*.

[3] Vereinigung der beiden deutschen Staaten begleitete. Dementsprechend spielte und spielt der Rechtsextremismus auch im innerdeutschen Diskurs bis heute eine große Rolle. D. h. wenn man über den Rechtsextremismus nach der Wende spricht, kann man nicht nur über das Phänomen als solches sprechen, sondern muss zugleich die Diskurse darüber mit einbeziehen.

Dabei spielt die Frage, in welchem Teil Deutschlands der Rechtsextremismus stärker ausgeprägt und wo er radikaler und gewalttätiger ist, eine große Rolle, nicht zuletzt auch, wenn es darum geht, die Ursachen für den Rechtsextremismus in dem jeweiligen anderen Teil Deutschlands zu verorten. Denn der Rechtsextremismus ist für die meisten Westdeutschen in erster Linie ein Ostphänomen, während viele Ostdeutsche den Rechtsextremismus als einen Import aus dem Westen wahrnehmen.³

Auf der Ebene der Einstellungen sind die Befunde jedoch keineswegs so eindeutig. So haben etwa Decker und Brähler in einer neueren repräsentativen Untersuchung (2008) keine Unterschiede bei rechtsextremen Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschland festgestellt. Das widerspricht jedoch der Untersuchung von Stöss (2005), der ein deutlich höheres rechtes Einstellungspotential im Osten gefunden hat.⁴ Festzustehen scheint jedoch, dass die Einstellungen im Osten im Laufe der letzten 15 Jahre, also seit der Vereinigung, sich stark verändert haben: Gab es 1994 noch deutlich stärkere rechtsextreme Einstellungen im Westen, so hatte der Osten bereits 1998 aufgeholt (Stöss 2005, 88).

Interessant ist in dem Zusammenhang, dass dieser Wandel vor allem durch den wachsenden Zuspruch junger Ostdeutscher zum Rechtsextremismus zustande kam. Seit Mitte der 90er Jahre waren es vor allem Jugendliche und junge Erwachsene, die sich in Ostdeutschland dem Rechtsextremismus zugewandt haben – im Gegensatz zum Westen, wo nach wie vor ältere Menschen deutlich rechter sind als jüngere (Friedrich 2002; Friedrich Ebert Stiftung 2001).⁵

In Bezug auf unterschiedliche inhaltliche Schwerpunktsetzungen scheint es so zu sein, dass im Osten im Vergleich zum Westen eine ökonomisch motivierte Fremdenfeindlichkeit überwiegt (Stöss 1999), während der Antisemitismus im Westen ausgeprägter ist – allerdings gleichen sich auch diese Daten in letzter Zeit immer mehr an, d. h. der Osten holt in Bezug auf Antisemitismus auf. Auch nationalistische Einstellungen werden im Westen stärker vertreten (Decker/Brähler 2005).

Schließlich liegt ein gravierender Unterschied zwischen Ost und West im Ausmaß der Gewalttätigkeit. Im Osten werden dreimal so viele Gewalttaten verübt. Die Hälfte der gewalttätigen Rechtsextremen lebt im Osten, so dass Stöss (2005) zu dem Schluss kommt, dass im Osten Aktion, Parolen und Gewalt vorherrschen, während im Westen eher Ideologien und politische Strategien ausgedacht werden.

Um diese gewalttätigere Form und die inzwischen stärkere Ausprägung von Rechtsextremismus in Ostdeutschland zu erklären, wird vielfach auf die autoritären Sozialisationsmuster in der DDR verwiesen. Wie aber kann diese These erklären, dass der Rechtsextremismus zur Zeit der Vereinigung bei den Ostdeutschen weniger ausgeprägt war als in Westdeutschland, und wie, dass er vor allem seit dieser Zeit ständig angewachsen ist? Und wie lässt sich schließlich erklären, dass vor allem Jugendliche und junge Erwachsene in Ostdeutschland rechtsextrem eingestellt sind, während die Älteren, die doch vor allem in der DDR sozialisiert worden sind, diesbezüglich sehr viel zurückhaltender sind? Darüber hinaus zeigt die Empirie, dass die Menschen umso weniger ausländerfeindlich eingestellt sind, je mehr sie sich mit der DDR identifizieren (Friedrich 2002, 37). Die Sozialisation in der DDR kann also wohl nicht die Hauptursache für den Rechtsextremismus in Ostdeutschland sein. Erfolgversprechender erscheint es deshalb, sich auf die aktuellen sozialen Strukturbedingungen zu beziehen. Es ist bekannt, dass die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland rund doppelt so hoch ist wie in Westdeutschland, und die Zukunftsperspektiven so schlecht sind, dass viele junge Menschen auswandern und andere nur durch weiträumiges Pendeln ihren Lebensunterhalt bestreiten können.

Diese Tatsache allein ist jedoch nicht entscheidend. Wichtig ist vor allem, wie die Menschen diese Verhältnisse erleben und interpretieren. Die anhaltend ungleichen Lebensbedingungen haben bei vielen ein Gefühl der Ungerechtigkeit zur Folge. Zwei Drittel der Ostdeutschen haben das Gefühl, die BRD hätte die DDR im Kolonialstil erobert, und die meisten, nämlich nahezu 80 %, fühlen sich bis heute als Bürger zweiter Klasse (Schroeder 2000, 186). Die Folge dieser Erfahrungen sind für den Bestand der Demokratie fatal: So ist das Vertrauen in das System seit der Wende rapide gesunken.⁶ Die Demokratie war mit Hoffnungen auf sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg verknüpft, und das neue System war vom Westen auch als Garant für Wohlstand angekündigt worden. Diese Erwartungen

wurden jedoch bei einem erheblichen Anteil der Ostbürger rasch enttäuscht. So schreibt etwa Bernd Wagner (2003): »Die großen Hoffnungen auf die Demokratie sind im zwölften Jahr der Einheit außerordentlich geschrumpft und weichen einem Pessimismus, bis hin zu ihrer offenen Ablehnung« und fährt fort: »Vielen Ostdeutschen ist die Vorstellung, Deutsche zweiter oder gar dritter Klasse zu sein, ein Gräuelp. Das bedingt Sarkasmus, Aggressivität und Hass auf Ausländer, deren Dasein als unzulässiger Verstoß gegen die erwünschte Volksgemeinschaft gewertet wird« (Wagner 2003, 64).⁷ Arbeitsplätze, soziale Sicherheit, Schutz vor Gewalt und eine lebbare Zukunft scheint dieser Staat einem Teil seiner neuen Bürger*innen immer weniger bereitstellen zu können. Damit wächst das Gefühl, die Sache selbst in die Hand nehmen und die Politiker durch radikale Aktionen zum Handeln zwingen zu müssen.

Insofern ist das beunruhigende Ergebnis der verschiedenen Einstellungsuntersuchungen diese Distanz zum politischen System, die sich u. a. konkret darin ausdrückt, dass die meisten Ostdeutschen nicht bereit sind, sich für das Gemeinwesen zu engagieren. Förster resümiert seine Untersuchung, in der er die Einstellungen mehrerer hundert sächsischer Jugendlicher seit den 80er Jahren – also noch während der DDR-Zeit – und kontinuierlich über die Wende hin bis heute verfolgt hat, so: »Diese Bereitschaft (zur gesellschaftlichen Partizipation), die schon in der Endzeit der DDR stark zurück gegangen war, nahm nach der Wende nicht etwa einen Aufschwung, sondern stürzte im Gegenteil völlig ab. Auch der signifikante Rückgang des Strebens nach Aufstieg in der Gesellschaft ist Ausdruck des massiven Abbaus der Bereitschaft zur Unterstützung des politischen Systems. Hintergrund ist die Erfahrung, als Ostdeutscher nur geringe Chancen zu haben, in die vorwiegend von Westdeutschen dominierte gesellschaftliche Elite aufgenommen zu werden – ein generelles Problem der ostdeutschen Gesellschaft« (2002, 306).⁸

Wenn wir also verstehen wollen, warum der Rechtsextremismus in den neuen Bundesländern seit der Wende kontinuierlich angestiegen ist, so liefert die wachsende Systemdistanz sicherlich wichtige Hinweise; sie vermag zudem zu erklären, warum vor allem der gewalttätige Rechtsextremismus in Ostdeutschland so vorherrschend ist, denn eine wesentliche Ursache für die – im Übrigen in ganz Deutschland generell hohe Gewaltbereitschaft im internationalen Vergleich – liegt

der Untersuchung von Gerhard Schmidtchen (1997) zufolge in dem vergleichsweise geringen Vertrauen der Deutschen in das politische System. Hier zeigt sich ein großes Defizit, denn wenn, so Schmidtchen, junge Deutsche danach gefragt werden, auf welche demokratischen Traditionen sie in Deutschland stolz sein können, dann verstummt die Hälfte von ihnen (ebd., 250). Ein politischer Basiskonsens ist aber ein Puffer gegen politische Radikalisierung und Gewalt. Anstelle des Vertrauens in die Politik tritt eine, wie Schmidtchen es nennt, persönliche »Gewaltdoktrin«, die besagt, Gewalt sei notwendig, um in dieser Gesellschaft zu bestehen. Das gilt nun, wie wir sahen, in ganz besondere Weise für Ostdeutschland.

In Ost- wie Westdeutschland steht der Rechtsextremismus jedoch in einem engen Zusammenhang zu den Einstellungen in der Bevölkerung insgesamt, d. h. der Rechtsextremismus kommt aus der »Mitte« der Gesellschaft.

RASSISMUS UND RECHTSEXTREMISMUS: EINSTELLUNGSMUSTER IN DER »MITTE« DER GESELLSCHAFT

Schauen wir uns die Einstellungen in der breiten Bevölkerung an, so lässt sich ein Zusammenhang zum Rechtsextremismus recht schnell herstellen: So befürworten nahezu 50 % der Bevölkerung nationalistische Positionen, und fast ebenso hoch ist die Angst vor Überfremdung, wie die Sinusstudie zeigt, die über Jahre hinweg kontinuierlich die politischen Einstellung der Bevölkerung misst (Wippermann u. a. 2002, 34). Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Heitmeyer, wenn er in seiner Untersuchung feststellt, dass nahezu 60 Prozent der Bevölkerung der Auffassung sind, in Deutschland lebten zu viele Ausländer (2005, 18; 100). Die neueste Untersuchung zur »Mitte« der Gesellschaft zeigt zwar einen leichten Rückgang in Bezug auf rechtsextreme Einstellung in der Bevölkerung in den letzten Jahren, aber immerhin stimmen knapp die Hälfte in Ost- und ein Drittel in Westdeutschland ausländerfeindlichen Positionen zu (Decker/Brähler 2008).

Wie tief rassistische Einstellungen in der Bevölkerung verankert sind, zeigen auch qualitative Untersuchungen zum Alltagsrassismus (Jäger/Jäger 1999). Rassistische Stereotype sind allseits geläufig. Wer kennt sie nicht, die Rede von den »Asylbetrüglern« oder aber die Vorstellung von »den« Muslimen als patriarchal, autoritär und fanatisch; oder aber auch die Selbstverständlichkeit, mit der davon ausgegangen

Und beide Seiten können plausible Argumente anführen: Auf der einen Seite steht der deutlich ausgeprägtere Rechtsextremismus bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Ostdeutschland sowie die hier deutlich stärker ausgeprägte Gewalttätigkeit und die politischen Erfolge der rechten Parteien. Auf der anderen Seite gilt jedoch, dass die ideologische und politische Führung im Rechtsextremismus in erster Linie aus dem Westen kommt und diese ihre Parteizentralen und Schulungszentren gezielt in den Osten verlegt hat.

[4] 1998 im Osten 17 % zu 12 % im Westen; 2003 23 % im Osten zu 16 % im Westen (Stöss 2005, 64, 66).

[5] Auch Stöss stellt noch 1999 fest, dass die unteren Altersgruppen im Osten stärker belastet sind, während das im Westen umgekehrt sei (30). In einer späteren Untersuchung (2005) kann er das nicht mehr bestätigen.

[6] 1990 gab es noch 70 % Zustimmung, während sie bis 2000 auf 45 % absank (Förster 2002, 93).

[7] Auch Stöss erklärt den Anstieg des Rechtsextremismus Mitte der 90er Jahre bei den Ostdeutschen damit, dass »ihre anfänglich große Zuversicht in das westliche System von Demokratie und Marktwirtschaft in besonders herbe Enttäuschung umgeschlagen ist« (2000, 32).

[8] Dazu stellt Stöss auch fest, dass das rechtsextreme Einstellungspotential bei denen am höchsten ist, die politisch apathisch sind. »Von diesen ist bezogen auf die Bundesrepublik insgesamt ein Drittel, bezogen auf Ostdeutschland sogar die Hälfte rechtsextremistisch eingestellt« (2005, 71).

wird, dass die Alteingesessenen vor Einwanderern und Menschen aus anderen Kulturkreisen Vorrechte haben sollen. Sind die Menschen mit solchen Einstellungen nun alle rechtsextrem?

UNTERSCHIEDE ZWISCHEN DER »MITTE« UND DEM »RAND«

Es gibt laut Sinusstudie vor allem zwei Unterschiede zwischen der »Mitte« und dem »Rand« (Wiperman et al. 2002): Einer davon besteht in der Einstellung zur Gewalt. Gewalt wird von der großen Mehrheit der Bevölkerung grundsätzlich abgelehnt. Gewalt ist für sie als Mittel zur Konfliktaustragung nicht akzeptabel, während für den ganz überwiegenden Teil der Rechtsextremen Gewalt zentral zur Durchsetzung politischer Vorstellungen gehört.

Der zweite Punkt ist der, dass die Menschen in ihren Einstellungen nicht eindeutig sind. So stimmen zwar viele z. B. der Aussage zu, dass zu viele »Ausländer« in Deutschland leben, dieselben Leute aber glauben gleichzeitig, dass man sich angesichts der Globalisierung nicht einfach abschotten kann. Auch wenn die Menschen nationalistisch orientiert sind, heißt das nicht unbedingt, dass sie Multikulturalität und Globalisierung ablehnen. Die Angehörigen der »Mitte« wissen, dass die Gesellschaft auf Einwanderung, Export und internationalen Austausch angewiesen ist und dass die Tatsache der Pluralität ebenso wie die Notwendigkeit ihrer Weltoffenheit nicht einfach wegdiskutiert werden kann. Ebenso sind sie überzeugt, dass Prinzipien wie Gerechtigkeit, Gleichheit und Menschenrechte wichtig sind, sehen allerdings gleichzeitig nicht ein, dass Einwander*innen oder gar Asylbewerber*innen dieselben Rechte haben sollen, wie sie selbst.

Diese Ambivalenzen sind u. a. Ausdruck widersprüchlicher Strukturen in der Gesellschaft: Einerseits werden Einwander*innen und Flüchtlinge z. B. rechtlich diskriminiert, andererseits gelten Gleichheit, soziale Gerechtigkeit und Menschenrechte als Fundamente dieser Gesellschaft. So besteht auch generell eine massive Diskrepanz zwischen Gleichheitsansprüchen und Ungleichheitsverhältnissen. Dabei geht es auch um die Abwägung unterschiedlicher »Ansprüche« gegeneinander – etwa bei der Frage, ob der Nationalstaat der Fürsorgepflicht seiner Bürgerinnen und Bürger Vorrang geben muss, auch wenn dies massive Menschenrechtsverletzungen für Menschen aus anderen Ländern zur Folge hat. So fragt sich, ob diese Gesellschaft das Recht hat, ihre Grenzen zu schließen, auch wenn denen, die einwandern wollen, bittere Armut, Verfolgung oder Tod drohen. Darf zwischen Flüchtlingen ausgewählt werden? Dürfen Familienmitglieder zurückgewiesen werden? Das sind Fragen, die kaum eindeutig zu beantworten sind.

Letztlich ist jede*r in dieser Konfliktdynamik befangen, da jede*r Einzelne hin und her gerissen ist zwischen Gleichheitsforderungen und hierarchischen Selbstinteressen. An diesen Spannungen setzt der Rechtsextremismus an und löst die Ambivalenzen ein-

seitig in Richtung Dominanzinteressen und Abschottungspolitik auf, nach dem Motto: »Wir zuerst«. Für sie gilt das Prinzip der »nationalen Präferenz«, so z. B. auch mit der Forderung: »Deutsche Arbeitsplätze nur für Deutsche«. Im Rechtsextremismus geht es jedoch nicht nur um ethnisch definierte Differenzen, sondern er will zugleich das Recht des Stärkeren in Bezug auf alle sozialen Hierarchien durchsetzen. Denn der Kern des Rechtsextremismus liegt in der Politisierung sozialer, ethnischer und kultureller Hierarchien. Sie werden von ihnen als biologische gedeutet – etwa in Form der Hierarchie von »Rassen«, Kulturen und Nationen oder auch in der Unterscheidung zwischen »lebenswertem« und »unwertem« Leben.

Die Verführungskraft des Rechtsextremismus liegt also darin, dass er die Spannungen und Ambivalenzen zwischen Egalitätsansprüchen und Eigeninteressen aufzulösen verspricht. Damit greift er also Fragen auf, die strukturell in der »Mitte« der Gesellschaft verankert sind. Deshalb ist der Rechtsextremismus auch aus unserer Gesellschaft nicht wegzudenken und wird immer ein Teil von ihr sein.

Dementsprechend verhält sich die »Mitte« gegenüber dem Rechtsextremismus ambivalent, stimmt sie ihm doch in gewisser Hinsicht zu, auch wenn sie ihn gleichzeitig verurteilt. Diese Uneindeutigkeit zeigt sich in der Politik z. B. darin, dass bei jedem öffentlichkeitswirksamen rechtsextremen Vorfall ein rigoroses Vorgehen gegenüber dem Rechtsextremismus gefordert wird, aber gleichzeitig auch Positionen der Rechten gesellschaftsfähig gemacht werden – man denke etwa an die Debatte zur Rolle der Deutschen als Opfer oder auch zum Nationalstolz. So war es in den 1980er Jahren noch Konsens, dass das demonstrative Bekenntnis zu Deutschland angesichts der nationalsozialistischen Geschichte problematisch ist und oft mit der Ablehnung von Erinnerung und Verantwortung einhergeht. Mitte der 1990er fand die »Nationalstolz-Debatte« jedoch schon breite Zustimmung – wobei die sogenannte »Walser-Bubis-Debatte« in dem Zusammenhang einen Höhepunkt darstellt. Inzwischen hat sich die Zustimmung zu der Äußerung »Ich bin stolz, Deutscher zu sein« bis auf 70 bis 80 Prozent in den letzten Jahren gesteigert (Häusler 2002, 133).

Das heißt, dass die Verurteilung des Rechtsextremismus durch die Politik keineswegs mit einer kritischen Auseinandersetzung mit seinen Inhalten einhergehen muss. Das ist auch in der breiten Bevölkerung so. Auch sie verhält sich oft recht unentschieden und widersprüchlich. Das lässt sich z. B. an den Reaktionen von Eltern beobachten, deren Kinder rechtsextrem geworden sind (Rommelspacher 2009). Sie versuchen meist, die Anzeichen für die rechtsextremen Einstellungen bei ihren Kindern möglichst lange zu verschweigen, zu verharmlosen und weg zu erklären. Wenn das nicht mehr möglich ist, reagieren sie mit strengen Verboten. Den wenigsten gelingt es, sich mit ihren Kindern von Anfang an offen und inhaltlich auseinanderzusetzen. Ihre Unsicherheit in der

inhaltlichen Auseinandersetzung ist dabei durchaus typisch für den Umgang mit dem Rechtsextremismus in unserer Gesellschaft.

Sehr lange wird oft weggeschaut, entsprechende Begebenheiten werden herunter gespielt nach dem Motto: Bei uns da gibt es so etwas nicht. Das gilt für Politiker, die den Rechtsextremismus in ihrer Kommune nicht wahrhaben wollen, ebenso wie für Lehrer*innen und Schulleiter*innen, die entsprechende Vorkommnisse herunterspielen und – wenn er nicht mehr weiter zu verbergen ist – mit drastischen Verboten reagieren.

Natürlich gibt es auch Modellprogramme gegen Rechtsextremismus von Bund und Gemeinden. Es gibt an verschiedenen Orten Bürgerinitiativen, die sich gegen Rechtsextremismus engagieren, und es

gibt auch Professionelle in Schule und Sozialarbeit, die die Auseinandersetzung ernst nehmen und sich entsprechend fortbilden. Das ist aber eine Minderheit. Deshalb besteht die eigentliche Herausforderung darin, den Zusammenhang zwischen der »Mitte« und dem »Rand« zu sehen, da wir alle in die zugrundeliegende Konfliktdynamik eingebunden sind. Dabei geht es darum, sich der eigenen Ambivalenzen bewusst zu werden und sich kritisch zu positionieren auch gegenüber all den Mechanismen in der Gesellschaft, die Ungleichverhältnisse reproduzieren und so der Ideologie der Ungleichwertigkeit von Menschen ständig weitere Nahrung geben.



LITERATUR

ALLBUS 1996 | *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften*. | Zentralarchiv für empirische Sozialforschung. Köln.
Braun, Ch. von / Mathes, B. 2007 | *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*. | Berlin
Decker, O. / Brähler, E. 2008 | *Bewegung in der Mitte. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2008*. | Berlin: Friedrich Ebert Stiftung.
Decker, O. / Brähler, Elmar 2005 | *Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland*. | In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. | Beilage zur Wochenzeitung. Das Parlament 42/2005 (Ed.), Rechtsextremismus.
Essner, C. 2005 | »Border-line« im Menschenblut und Struktur rassistischer Rechtsspaltung. *Koloniales Kaiserreich und »Drittes Reich«*. | In: Fritz Bauer Institut (Hg.) *Gesetzliches Unrecht*. | Frankfurt am Main.
Förster, P. 2002 | *Junge Ostdeutsche auf der Suche nach der Freiheit. Eine systemübergreifende Längsschnittstudie zum politischen Mentalitätswandel vor und nach der Wende*. | Opladen.
Friedrich, W. 2002 | *Rechtsextremismus im Osten. Ein Ergebnis der DDR-Sozialisation?* | Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Leipzig.

Häusler, A. 2002 | *Multikulturalismus als Bedrohung deutscher Identität. Migration und Integration in Medien der extremen Rechten*. | In: *Butterwegge, Ch. / Cremer, J. / Häusler, A. / Hentges, G. / Pfeiffer, T. / Reißlandt, C. / Salzborn, S.* (Hg.) *Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein*. | Opladen: 67–91.
Jäger, M. / Jäger, S. 1999 | *Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens*. | Berlin.
Kößler, R. / Melber, H. 2004 | *Völkermord und Gedenken. Der Genozid an den Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika 1904–1908*. | In: Fritz Bauer Institut (Hg.) *Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jhds.* | Frankfurt am Main.
Lutz, H. / Gwarecki, K. 2005 (Hg.) | *Kolonialismus und Erinnerungskultur*. | Münster.
Rensmann, L. 2004 | *Demokratie und Judenbild. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*. | Wiesbaden.
Rommelspacher, B. 2006 | »Der Hass hat uns geeint«. *Junge Rechtsextreme und ihr Ausstieg aus der Szene*. Frankfurt am Main.
Rommelspacher B. 2008a | *Warum ausgerechnet die rechtsextreme Szene? Zu den Einstiegsgründen junger Menschen und der Rolle von Eltern und Schule*. | In: *Licht-Blicke, Netzwerk für Demokratie und Toleranz* (Hg.) *Dokumentation Tagung Eltern gegen rechts*. | Berlin.

Rommelspacher, B. 2008 | *Was ist eigentlich Rassismus?* | In: Melter, C. / Mecheril, P. (Hg.) *Rassismuskritik, Rassismustheorie und -forschung*. | Schwalbach: 25–38.
Schmidtchen, G. 1997 | *Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt*. | Opladen.
Schroeder, K. 2000 | *Der Preis der Einheit. Eine Bilanz*. | München / Wien.
Stöss, R. 2000 | *Rechtsextremismus im vereinten Deutschland*. | Friedrich-Ebert-Stiftung, Abteilung Dialog Ostdeutschland. | Berlin.
Stöss, R. 2005 | *Rechtsextremismus im Wandel*. | Friedrich-Ebert-Stiftung. | Berlin.
Wagner, B. 2003 | *Nation, Volk und Sozialismus – Einige Bemerkungen zum völkischen Sozialismus und Rechtsradikalismus*. | In: *Zentrum Demokratische Kultur Bulletin* (Hg.) *Volksgemeinschaft gegen McWorld. Rechtsintellektuelle Diskurse zu Globalisierung, Nation und Kultur* (Bd. 3, 2003). | Leipzig: 59–65.
Wipermann, C. / Zarcos-Lamol-da, A. / Krafeld, F. J. 2002 | *Auf der Suche nach Thrill und Geborgenheit. Lebenswelten rechtsradikaler Jugendlicher und neue pädagogische Perspektiven*. | Opladen.
Zimmerer, J. 2008 | *Kolonialismus: Der erste deutsche Genozid*. | In: *iz3w H309 Nov./ Dez.*: 36–37.

Zur Kontinuität anti-jüdischer und fremdenfeindlicher Weltbilder und Denkweisen

VON

Christian Wiese

EINFÜHRUNG

Eine der umstrittensten Fragen der Antisemitismusforschung nach 1945 ist jene nach dem Zusammenhang zwischen der jahrhundertealten kirchlichen Tradition der Judenfeindschaft und dem mörderischen Antisemitismus der Nazis. Die Frage, mit der sich die Kirchen konfrontiert sehen, lautet, ob es nicht eine Linie ist, die von der traditionellen christlichen Judenfeindschaft über den mittelalterlichen Judenhass, über Luthers so genannte »Judenschriften« und die neuzeitliche Aufklärung bis hin zum modernen Antisemitismus verläuft. Gibt es so etwas wie eine »ewige Judenfeindschaft«, die seit den Anfängen des Christentums die Geschichte des Abendlandes durchzieht, bis es zwischen 1933 und 1945 zur Katastrophe kam, oder gibt es Brüche und Wandlungen, in denen Judenfeindschaft eine völlig neue Qualität annahm? Die folgenden Überlegungen versuchen eine Differenzierung der Fragestellung nach dem Verhältnis von Antijudaismus und Antisemitismus vor der Shoah und enden mit kurzen Reflexionen über die Kontinuität oder Diskontinuität antisemitischer Denktraditionen in Deutschland nach 1945.

An der kontroversen Frage, ob man begrifflich und sachlich zwischen »Antijudaismus« und »Anti-

semitismus« sowie weiteren Formen der Judenfeindschaft unterscheiden soll, entscheidet oft schon die historische Interpretation des Phänomens. Hannah Arendt hat etwa gerade mit Blick auf die Shoah eine strikte Unterscheidung zwischen dem mörderischen Hass des modernen Antisemitismus seit dem 19. Jahrhundert und der traditionellen christlichen Judenfeindschaft gefordert (Arendt 1993, 17–24). Dagegen hat etwa der Historiker Leon Poliakov in seiner »Geschichte des Antisemitismus« einprägen wollen, dass man das Phänomen »Antisemitismus« als eine uralte, zwar nicht ihren Ausdrucksformen, aber ihrem Wesen nach unveränderte Erscheinung verstehen müsse (Poliakov 1976). Vielfach ist es heute üblich, den Begriff »Antisemitismus« auf alle Zeiten und Spielarten der Judenfeindschaft anzuwenden und dabei etwa zwischen »religiösem«, »politischem« oder »rassischem« Antisemitismus zu unterscheiden. Klassisch und nach wie vor weit verbreitet ist aber eine klare Unterscheidung von »Antijudaismus« und »Antisemitismus«, die sich darauf berufen kann, dass der Begriff »Antisemitismus« überhaupt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Selbstbezeichnung begegnet: Mit diesem neuen Begriff wollten die Antisemiten zum Ausdruck bringen, dass es ihnen gerade nicht um ein religiö-

ses Vorurteil, sondern um den angeblich objektiven Gegensatz zwischen der »arischen« und der »semitischen Rasse« ging. »Antijudaismus« ist nach diesem Verständnis ein gegen das Judentum gerichtetes rein theologisches Konzept, das man mit dem grundlegenden Satz zusammenfassen kann: »Die Juden wurden zur Strafe für die Ermordung des Gottessohnes aus Israel vertrieben und leben nun zerstreut und rechtlos unter den Völkern, während die Erwählung auf die Kirche als das ›neue Israel‹ übergegangen ist.« So sehr diese Unterscheidung als Mittel geschichtlicher Differenzierung einleuchtet, so gilt es doch zu bedenken, dass sie missverständliche Züge annehmen kann, sobald sie zu einer Verharmlosung des scheinbar »nur theologischen« Antijudaismus führt: Die Behauptung, der Antijudaismus – als theologischer Gegensatz zum Judentum – gehöre nun einmal wesentlich zum Christentum dazu, dürfe aber nicht für den Antisemitismus und für die Shoah verantwortlich gemacht werden, war und ist immerhin bis in die Gegenwart hinein eine der Strategien, sich der Schuldgeschichte von Theologie und Kirche zu entziehen. Umso klarer müssen daher die Zusammenhänge zwischen den beiden Erscheinungen wahrgenommen werden: nämlich in welcher Weise christliche Elemente im Antisemitismus fortwirkten und Zubringerdienste leisteten und wie eng antijudaistische und antisemitische Denkmodelle in der Moderne bis hin zur Shoah zusammengewirkt haben.

DAS VERHÄLTNISS VON ANTIJUDAISMUS UND ANTISEMITISMUS AUS DER SICHT DER MODERNEN ANTISEMITISMUS-FORSCHUNG

Als Julius Streicher, der Herausgeber des berüchtigten Hetzblattes »Der Stürmer« vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg von seinem Verteidiger gefragt wurde, ob es in Deutschland außer seiner Zeitung noch andere antisemitische Presseerzeugnisse gab, antwortete er: »Antisemitische Presseerzeugnisse gab es in Deutschland durch Jahrhunderte. Es wurde bei mir zum Beispiel ein Buch beschlagnahmt von Dr. Martin Luther. Dr. Martin Luther säße heute sicher an meiner Stelle auf der Anklagebank, wenn dieses Buch von der Anklagevertretung in Betracht gezogen würde. In dem Buch ›Die Juden und ihre Lügen‹ schreibt Dr. Martin Luther: die Juden seien ein Schlangengezücht, man solle ihre Synagogen niederbrennen, man soll sie vernichten.«¹

Streichers Antwort, die an dieser Stelle vom Ankläger unterbrochen wurde, diente natürlich dem propagandistischen Ziel, die nationalsozialistischen Verbrechen an den Juden durch die Berufung auf die Autorität Martin Luthers zu rechtfertigen und den Reformator als Ahnherrn für die Geschichte des Antisemitismus zu vereinnahmen. Dennoch konfrontiert diese Szene unmittelbar mit der Frage nach der Wirkungsgeschichte der langen, nahezu allgegenwärtigen Tradition christlicher Judenfeindschaft, in diesem Fall

konkret nach der theologisch-politischen Wirkung der gehässigen Spätschriften Luthers über die Juden, darunter das berühmte Pamphlet »Von den jüden und ihren Lügen« (1543), auf das sich Streicher bezog. Nicht weniger drastisch hat Karl Jaspers nach 1945 in seinem Essay »Die nicht-christlichen Religionen und das Abendland« die Linie von Luther bis nach Auschwitz gezogen, wenn er mit Blick auf Luthers unbarmherzige sieben Ratschläge an die Obrigkeit formulierte: »Was Hitler getan, hat Luther geraten, mit Ausnahme der direkten Tötung durch Gaskammern« (Jaspers 1954, 162). Auch in der gegenwärtigen Historiographie zum Nationalsozialismus ist diese These einer unmittelbaren Kontinuität von Luthers Judenfeindschaft bis hin zur Shoah bekräftigt worden, etwa wenn Daniel J. Goldhagen den Reformator als zentrale Figur des von ihm postulierten spezifisch deutschen »eliminatorischen« Antisemitismus deutete, der vom Mittelalter über die Reformation und die neuzeitliche Aufklärung bis hin zur modernen rassistischen Judenfeindschaft mit ihren vernichtenden Folgen führte (Goldhagen 1996).

Nun hat die neuere historische Antisemitismusforschung die Frage nach der Kontinuität des Nazi-Antisemitismus zur traditionellen christlichen Judenfeindschaft wesentlich differenziert. Forschern wie Yehuda Bauer oder Saul Friedländer zufolge konnte sich die biologisch-rassistisch antisemitische Ideologie der Nazis der tradierten antisemitischen Bilder und Stereotype bedienen und zugleich die christliche Theologie verwerfen. Dass sich Nazis wie Julius Streicher mit großer Selbstverständlichkeit auf die christliche Judenfeindschaft berufen konnten, hängt damit zusammen, dass das Christentum »die Juden in Dogma, Ritual und Praxis mit einem anscheinend unauslöschlichen Stigma brandmarkte« (Friedländer 1998; vgl. auch Bauer 2001).

Die Antisemitismusforschung geht – auf der Grundlage der Prämisse, dass der mörderische Rassenantisemitismus der Nazis gegenüber der traditionellen Judenfeindschaft eine neue Qualität aufweist – von einem zweifachen Zusammenhang aus. Ein Aspekt betrifft die konkreten Zubringerdienste christlicher Theologen, die vor und während der Nazi-Zeit auf dem Hintergrund ihrer theologisch-politischen Überzeugungen zum Antisemitismus und zur Situation der jüdischen Minderheit in Deutschland Stellung nahmen; zweitens bildete die Tradition der christlichen Judenfeindschaft mit ihrer Sprache und ihren Bildern das unverzichtbare Arsenal der radikaleren, »eliminatorischen« Formen des Antisemitismus. Mit Saul Friedländers Worten: »Vielleicht die stärkste Wirkung des religiösen Antijudaismus war [...] die aus dem Christentum ererbte Doppelstruktur des antijüdischen Bildes. Einerseits war der Jude ein Paria, der verachtete Zeuge des triumphalen Vormarsches des wahren Glaubens; andererseits erschien seit dem späten Mittelalter im volkstümlichen Christentum und in chiliastischen Bewegungen ein entgegengesetztes Bild, das des dämonischen Juden, welcher Ritualmorde begeht, sich

[1]

Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Amtlicher Text in deutscher Sprache, Bd. 12. Nürnberg 1947: 346.

Die politik- und sozialgeschichtliche Betrachtung des Antisemitismus zielt darauf ab, dessen Ursachen in den politischen sowie sozialen Gegebenheiten und Konflikten der jeweils konkreten geschichtlichen Situation herauszuarbeiten.

gegen das Christentum verschwört, der Vorbote des Antichristen und der mächtige und geheimnisvolle Abgesandte der Kräfte des Bösen ist. Dieses Doppelbild kommt in einigen wesentlichen Aspekten des modernen Antisemitismus wieder zum Vorschein. Und seine bedrohliche und okkulte Dimension wurde zum ständig wiederkehrenden Thema der wichtigsten Verschwörungstheorien der westlichen Welt.« (ebd.)

Die gegenwärtige Antisemitismusforschung hat der Frage nach Kontinuität und Wandel in der Geschichte der Judenfeindschaft viel Aufmerksamkeit gewidmet. Dabei haben sich mit Blick auf die Verhältnisbestimmung von Antijudaismus und Antisemitismus zwei unterschiedliche, wenn auch einander ergänzende Deutungsmodelle herausgebildet: Das eine konzentriert sich stärker auf politik- und sozialgeschichtliche Entstehungsbedingungen und Kontexte des Antisemitismus, während das andere den Akzent vor allem auf kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte legt. Entsprechend kommt es, was die Bedeutung religiöser Elemente im Kontext »moderner« Spielarten betrifft, zu unterschiedlichen Gewichtungen.

Die politik- und sozialgeschichtliche Betrachtung des Antisemitismus zielt darauf ab, dessen Ursachen in den politischen sowie sozialen Gegebenheiten und Konflikten der jeweils konkreten geschichtlichen Situation herauszuarbeiten. So betrachtet sie die Wellen des »modernen Antisemitismus« in Deutschland, der erstmals in den 1870er Jahren unter dieser Selbstbezeichnung auftauchte, als entscheidenden Einschnitt in der Geschichte der Judenfeindschaft. Diese bewusst nicht in religiösen, sondern gesellschaftlichen oder rassistischen Kategorien argumentierende Judenfeindschaft ist demnach auf ein ganzes Ursachengeflecht politischer, wirtschaftlicher und sozio-kultureller Faktoren zurückzuführen: Dazu zählen etwa die Folgen der industriellen Revolution, eine gravierende wirtschaftliche Depression in den Jahren nach dem

Zusammenschluss des Deutschen Reiches 1871, eine nationale und kulturelle Identitätskrise und vor allem der Niedergang des Liberalismus seit der Mitte der siebziger Jahre, der die jüdische Gemeinschaft politisch heimatlos zurückließ. Der »moderne Antisemitismus«, Zeichen einer tiefen Krise der bürgerlich-liberalen Gesellschaft, fand in der folgenden Zeit eine immer tiefere Verbreitung in weiten Kreisen der Gesellschaft. Soziales Elend, Desintegration des kleinen Mittelstands, Unzufriedenheit und Orientierungsverlust führten dazu, dass viele Menschen auf antisemitische Agitatoren hörten, die eine leichte Erklärung für das anzubieten hatten, worunter sie litten: »Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück« – dies sind folgenreiche Worte des berühmten Berliner Historikers Heinrich von Treitschke während einer heftigen antisemitischen Kampagne 1880/81, die auch unter Intellektuellen enormen Zulauf gewann (Treitschke 1965, 13).

Die religiöse Tradition der Judenfeindschaft scheint in dieser Form des Antisemitismus, deren Funktion als säkulare antiliberalen, antidemokratische Ideologie unübersehbar ist, zunächst keine besondere Rolle zu spielen. Gerade die lange Geschichte des religiösen Antijudaismus im christlichen Kulturbereich erklärt aus Sicht sozialgeschichtlicher Analysen nicht das Neue des modernen Antisemitismus: seine Funktion als säkulare, antidemokratische Ideologie, welche die jüdische Minderheit zum Symbol der Krisen der liberal-kapitalistischen Wirtschaftsordnung machte.

Die religiöse Tradition der Judenfeindschaft scheint in dieser Form des Antisemitismus, deren Funktion als säkulare antiliberalen, antidemokratische Ideologie unübersehbar ist, zunächst keine besondere Rolle zu spielen. Gerade die lange Geschichte des religiösen Antijudaismus im christlichen Kulturbereich erklärt aus Sicht sozialgeschichtlicher Analysen nicht das Neue des modernen Antisemitismus: seine Funktion als säkulare, antidemokratische Ideologie, welche die jüdische Minderheit zum Symbol der Krisen der liberal-kapitalistischen Wirtschaftsordnung machte.

In einer Zeit zunehmender Säkularisierung kommt demnach auf den ersten Blick den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ursachen des Antisemitismus eine weit größere Bedeutung zu als religiösen Denkmustern.

Die kultur- und mentalitätsgeschichtliche Strömung der Antisemitismusforschung betont jedoch zu Recht, dass die jüdische Minorität nur deshalb zum Hasssymbol werden konnte, weil Juden immer schon negative Symbole, Verkörperungen des »Anderen« gewesen waren und die traditionellen Stereotype und religiösen Vorurteile auch unter zunehmend säkularen Bedingungen wirkmächtig blieben. Religiös geprägte Bilder und Mythen über Juden und Judentum wie der Gottesmordvorwurf, die Ritualmordbeschuldigung

oder die Vorstellungen von Brunnenvergiftung und Hostienfrevl waren auch nach der Aufklärung und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein tief im kollektiven Bewusstsein verankert und ließen sich auch für rassistisch motivierte Hasskampagnen aktivieren. Der völkisch-rassistische Antisemitismus hat demnach den christlichen Antijudaismus nicht einfach abgelöst, sondern in sich aufgenommen und sich seiner bedient. Mit den Worten des Historikers Jacob Katz:

»Weithin erwies sich der moderne Antisemitismus als eine Fortsetzung der vormodernen Ablehnung des Judentums durch das Christentum, selbst wenn er jede Verbindung damit bestritt oder sich sogar als feindlich zum Christentum bekannte. Der Wunsch, den Antisemitismus anders als in der jüdisch-christlichen Trennung zu begründen, blieb in Wahrheit nichts als eine Absichtserklärung. Kein Antisemit, selbst wenn er antichristlich war, verzichtete je auf den Gebrauch jener antijüdischen Argumente, die in der Ablehnung von Juden und Judentum durch frühere christliche Zeiten wurzelten.« (Katz 1989, 322 f.)

Auf der Ebene der Ideologie vollzog sich dann seit 1890 die Verbindung des Antisemitismus mit nationalistischen, rassistischen und sozialdarwinistischen Theorien. Aus der Sicht einer kulturpessimistischen Kritik der Moderne konnten die Juden zur Verkörperung der kapitalistischen Massengesellschaft, des Individualismus, des Pluralismus sowie der Traditionen von Humanität und Liberalität werden. Unter der Einwirkung rassistischer Theorien verschmolz das antisemitische Denken zum »arischen Mythos« mitsamt seinem negativen Gegenmythos der semitischen/jüdischen Rasse. Bestimmende Kennzeichen der religionsähnlich überhöhten neuen Ideologie waren die Behauptung des biologisch minderwertigen und zerstörerischen Charakters der Juden und eine dualistische Weltanschauung, die den Ablauf der abendländischen Geschichte, einschließlich der zeitgenössischen sozialen, politischen und geistigen Konflikte, aus dem angeblichen germanisch-jüdischen Rassengegensatz erklärte. Vielfach entwickelte sich der Antisemitismus radikal-völkischer Prägung dann konsequent zu einer Ideologie weiter, die sich auch gegen die christliche Religion und ihre jüdischen Ursprünge wandte (vgl. Tal 1971).

Spätestens mit der Radikalisierung des Nationalismus und dem Aufstieg der neuen Rechten in den letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde die Macht dieser Gestalt der Judenfeindschaft unübersehbar. In den Krisenjahren der Weimarer Zeit wurde das verbreitete Bekenntnis zum Antisemitismus, wie die Historikerin Shulamit Volkov formulierte, »zu einem Signum kultureller Identität, der Zugehörigkeit zu einem spezifischen kulturellen Lager« (Volkov 1990, 23). So verstanden, richtete sich der Antisemitismus – als übergreifender »kultureller Code« eines antiemanzipatorischen und antipluralistischen Affekts – gegen jene mit den Stichworten Demokratie, Aufklärung und Humanität bezeichneten »Ideen von 1789«, denen die Juden ihre Emanzipation verdankten und von deren

Fortwirken oder Scheitern der Erfolg ihrer bürgerlichen Integration abhing.

Die Deutungen, die sich auf die Wirkung der tradierten Judenbilder konzentrieren, gehen selbstverständlich nicht von einer stets gleichbleibenden jüdenfeindlichen Tradition aus, sondern beschreiben ihre Verwandlung in unterschiedlichen historischen Zusammenhängen. Daher benennt auch die mentalitätsgeschichtliche Forschung wichtige Unterschiede zwischen dem religiösen Antijudaismus und dem Antisemitismus:

- 1) Im Kontext des modernen Antisemitismus konnten die religiösen Mythen ihre Wirkmächtigkeit deshalb bewahren, weil sie modernisiert wurden und in neuem Gewand auftraten. So wurde aus der Ritualmordbeschuldigung im 19. Jahrhundert das Bild vom jüdischen »Mammonismus«, Materialismus und der jüdischen »Blutsaugerei«, aus dem »Gottesmord« die gefährliche Fremdheit und das Dämonische des Judentums, das zu allen Verbrechen gegen die nichtjüdische Gesellschaft fähig sei und auf die Weltherrschaft ziele, wie die berüchtigten »Protokolle der Weisen von Zion« behaupteten. Dieser »rationale« Antisemitismus war insgesamt gefährlicher und konsequenter als die traditionelle christliche Judenfeindschaft, weil die »Judenfrage« nun auf irgendeine Weise »gelöst« werden musste, statt dem Urteil Gottes und dem Laufe der Geschichte anheimgestellt zu werden (vgl. Katz 2001, 43-61).
- 2) Nach traditionellem christlichem Selbstverständnis konnten Juden durch Bekehrung zu Mitgliedern der christlichen Gemeinschaft werden. Die Judenmission wurde von den Nationalsozialisten aber schließlich verboten, weil sie aus rassistischer Sicht das Eindringen »jüdischen Blutes« in die deutsche Volksgemeinschaft förderte und verschleierte, dass Juden aufgrund ihrer Rasse nicht veränderbar seien. Im Zukunftsbild des Rassenantisemitismus war der Unterschied von Juden und Nichtjuden nicht aufhebbar. Gerade die Vermischung der »Rassen«, die geistige und rassistische »Verjudung« der Gesellschaft, wurde als Ursache für den Niedergang und die Zerstörung der eigenen Kultur angesehen. »Juden« und »Judentum« repräsentierten das gefährliche, unheimliche Neue, das die eigenen traditionellen Strukturen der Gesellschaft »zersetzte«. Das Gegenmodell war daher die »Entjudung«, die Befreiung aller geistigen und sozialen Bereiche von irgendwelchem wirklichen oder scheinbaren jüdischen Einfluss. Saul Friedländer hat diese Form der Judenfeindschaft treffend als »Erlösungsantisemitismus« bezeichnet, da dieser die Erlösung von »Deutschtum« und »arischer« Welt von der Befreiung von den Juden abhängig machte: Rassenkampf und Vernichtungsstrategien waren die Konsequenz dieses Denkens.

Eine Synthese zwischen der politik- und sozialgeschichtlichen sowie der kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Strömung der Antisemitismusforschung spricht für eine differenzierte Sicht der Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Die Ideologie des christlichen Antijudaismus lässt sich gewiss nicht einfach mit der des modernen Antisemitismus gleichsetzen. Auch wenn viele traditionelle Motive und Stereotype des Antijudaismus im Antisemitismus erhalten blieben, bedeuteten sie im Kontext der modernen Weltanschauungen etwas anders als im christlichen Weltbild und hatten andere Auswirkungen. Allerdings sind die Übergänge auch seit dem 19. Jahrhundert stets fließend gewesen. Die Kirchengeschichte zeigt, dass Teile der protestantischen wie katholischen Theologie in Europa von den jeweiligen Wandlungen der Judenfeindschaft nicht unbeeinflusst blieben und dass Rassismus und völkisches Denken vor allem in Deutschland in der letzten Phase der Weimarer Republik und während des Dritten Reiches in das kirchliche Leben Eingang fanden. Das war vor allem auch deshalb möglich, weil eine der Grundstrukturen der antijüdischen Argumentation trotz aller Modernisierung stets erhalten blieb: Das Judentum diene durchweg als Gegenbild zum eigenen Selbstverständnis. Konservative und Liberale, orthodoxe Christen und radikale Religionskritiker, völkische Nationalisten und Frühsozialisten verstanden das Judentum jeweils als Antithese zu ihren Zielen – als Ungläubige, als Vertreter des Kapitalismus, als Feind der Welt, als Gegenrasse. Deshalb blieb der christliche Antijudaismus mit späteren Formen der Judenfeindschaft vereinbar, gab es gegenseitige Einflüsse und zum Teil eine völlige Übernahme des rassistischen Antisemitismus in den Bereich der Kirche.

AUSBLICK: KONTINUITÄTEN UND DISKONTINUITÄTEN IN DER GEGENWART

Insgesamt scheint sich die Frage nach den Kontinuitäten und Diskontinuitäten antisemitischer Weltbilder und Denkmuster nach 1945 noch einmal verkompliziert zu haben. Dem statistisch feststellbaren Rückgang vieler traditioneller Erscheinungsformen von Antisemitismus stand nach dem Krieg die Erfahrung von Hass und Ressentiment gegen Überlebende der Shoah entgegen, und auch die zunehmende Tabuisierung und Skandalisierung judenfeindlicher Äußerungen im Deutschland der 1950er und 1960er Jahre war nicht einfach ein Ausdruck des Schwindens antisemitischer Einstellungen. Vielmehr kam es zu einem Formenwandel des Antisemitismus, der im Verlaufe der vergangenen Jahrzehnte zu einer ganzen Vielfalt neuer Phänomene geführt hat, die sich in der Forschung in Begriffen wie »Philosemitismus«, »Antizionismus«, »sekundärer Antisemitismus« oder »neuer Antisemitismus« niederschlagen. Hinter dem »Philosemitismus« verbirgt sich eine häufig problematische plakative Betonung einer positiven Einstellung Juden gegenüber, und es scheint nicht ausgeschlossen, dass unter der Maske dieser »Judenfreundschaft« der alte Antisemitismus in ver-

wandelter Gestalt wieder zum Vorschein kommt (vgl. Stern 1991). Weit problematischer noch ist der neue so genannte »sekundäre Antisemitismus«, der weder aus religiösen Bildern noch aus der Begegnung mit jüdischen Menschen und jüdischer Kultur entsteht, sondern aus dem Widerwillen, Verantwortung für die Geschichte zu übernehmen. Diese Form des Antisemitismus – als Protest gegen den gesellschaftlich akzeptierten Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit – neigt dazu, den Völkermord an den Juden zu bagatellisieren und sich seine neuen Mythen zu schaffen: im Extremfall die so genannte »Auschwitzlüge«, den Mythos, Juden in aller Welt schürten den Hass gegen Deutschland, den Mythos, das Judentum in Israel und in den USA halte Deutschland in den Banden einer Schuld, die endlich der Vergangenheit angehören müsse, den Mythos, Deutschland müsse sich von der allgegenwärtigen Konfrontation mit Auschwitz endlich befreien. Daneben treten Formen des Antisemitismus, die sich aus antizionistischen Überzeugungen speisen und die den Zionismus wie den Staat Israel als Verkörperung chauvinistischer und rassistischer Einstellungen ablehnen; diese – von linken Traditionen inspirierten – Denkmuster gehen in der Gegenwart nicht selten Verbindungen mit eigentlich im rechten Lager beheimateten Weltbildern ein, insbesondere dort, wo Kontinuitäten zur antisemitischen Legende von der »jüdisch-amerikanischen« Weltherrschaft hergestellt und Stereotypen rezipiert werden, die darauf zielen, Juden zu Tätern zu erklären, und so eine moralische Entlastungsfunktion erfüllen (vgl. Kloke 2004; Zuckermann, 2005). Ein verhältnismäßig neues Phänomen, das zudem stark umstritten ist, geht über den spezifisch deutschen Kontext weit hinaus und verdankt sich einem Konglomerat aus Israelkritik, Globalisierung- und Modernisierungssangst, Antiamerikanismus und der Verlagerung des europäischen Antisemitismus in die arabisch-muslimische Welt im Kontext des ungelösten Nahostkonflikts. Ob allerdings dieser »neue Antisemitismus«, dessen Trägerschichten in Europa nicht selten unter muslimischen Migranten zu finden sind, tatsächlich eine Renaissance des Antisemitismus bedeutet, ist in der Forschung in hohem Maße umstritten. So diagnostiziert etwa Werner Bergmann einen allgemeinen Rückgang antisemitischer Einstellungen und macht geltend, die Tatsache, dass sich im Zuge der Enttabuisierung des Antisemitismus die Grenzen des Sagbaren verschoben hätten, beruhe nicht nur auf Gefahren, sondern auch Chancen für eine wirksame Bekämpfung solcher Einstellungen (vgl. Bergmann 1997). Andere Studien behaupten hingegen, im Zuge der Renaissance konventionalisierter Identitätsnarrative und nationaler Selbstverständigungsprozesse seit der deutschen Einheit habe sich die politisch-soziale Akzeptanz antisemitischer Motive erhöht, verzeichnen eine Zunahme sozial-paranoider antisemitischer Weltdeutungen und widersprechen der These eines kollektiven Lernprozesses gegenüber dem Antisemitismus in der gegenwärtigen politischen Kultur

(vgl. Rensmann 2004). Unabhängig von diesen unterschiedlichen Interpretationen ist jedoch davon auszugehen, dass es in Deutschland – wie insgesamt in der europäischen Kultur – ein kompliziertes Geflecht unterschiedlich motivierter und ständigem Wandel unterliegender antisemitischer Weltbilder und Denkweisen gibt, dessen Untersuchung aus soziologischer Sicht und dessen Bekämpfung – im Zusammenhang einer umfassenden Bildungsstrategie gegen fremdenfeindliche Denk- und Handlungsmuster insgesamt – eine nicht zu unterschätzende Aufgabe darstellt.



LITERATUR

Arendt, Hannah 1993 | *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. | München 1993.

Bauer, Yehuda 2001 | *Die dunkle Seite der Geschichte. Die Schoah in historischer Sicht. Interpretationen und Reinterpretationen*. | Frankfurt am Main.

Bergmann, Werner 1997 | *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949-1989*. Frankfurt.

Chesler, Phillis 2004 | *Der neue Antisemitismus. Die globale Krise seit dem 11. September*. | Hamburg/Berlin.

Goldhagen, Daniel Jonah 1996 | *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. | Berlin.

Gessler, Philipp 2004 | *Der neue Antisemitismus. Hinter den Kulissen der Normalität*. | Freiburg.

Friedländer, Saul 1998 | *Das Dritte Reich und die Juden*. | Bd. 1. | München.

Holz, Klaus 2005 | *Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft*. | Hamburg.

Jaspers, Karl 1954 | *Die nichtchristlichen Religionen und das Abendland*. | In: ders., *Philosophie und Welt. Reden und Aufsätze*. | München: 156-166.

Jochmann, Werner 1988 | *Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870-1945*. | Hamburg.

Katz, Jacob 1989 | *Vom Vorurteil zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700-1933*. | München.

Katz, Steven Theodore 2001 | *Kontinuität und Diskontinuität zwischen christlichem und nationalsozialistischem Antisemitismus*. | Tübingen.

Kloke, Martin 2004 | *Antizionismus und Antisemitismus als Weltanschauung? Tendenzen im deutschen Linksradikalismus und -extremismus*. | In: Bundesministerium des Innern (Hg.) *Extremismus in Deutschland. Erscheinungsformen und aktuelle Bestandsaufnahme*. | Berlin: 163-196.

Poliakov, Leon 1976 | *Geschichte des Antisemitismus*. | Bd. 1. | Worms.

Rabinovici, Doron / Speck, Ulrich / Sznajder, Natan (Hg.) 2004 | *Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte*. | Frankfurt am Main.

Rauscher, Hans 2004 | *Israel, Europa und der neue Antisemitismus. Ein aktuelles Handbuch*. | Wien.

Rensmann, Lars 2004 | *Demokratie und Judenbild. Antisemitismus in der politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*. | Wiesbaden.

Stern, Frank 1991 | *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*. | Gerlingen.

Tal, Uriel 1971 | *Religious and Anti-Religious Roots of Modern Antisemitism*. | New York.

Treitschke von, Heinrich 1965 | *»Unsere Aussichten«*. | In: Boehlich, Walter (Hg.) *Der Berliner Antisemitismusstreit*. | Frankfurt am Main. 1965.

Volkov, Shulamit 1990 | *Antisemitismus als kultureller Code*. | In: dies., *Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert*. | München: 13-36.

Zuckermann, Moshe (Hg.) 2005 | *Antisemitismus, Antizionismus, Israelkritik*. | Göttingen.

[2] Rabinovici/Speck/Sznajder 2004 (Hg.) *Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte*; Chesler 2004 *Der neue Antisemitismus. Die globale Krise seit dem 11. September*; Gessler 2004 *Der neue Antisemitismus. Hinter den Kulissen der Normalität*; Holz 2005 *Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamistische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft*; Rauscher 2004 *Israel, Europa und der neue Antisemitismus. Ein aktuelles Handbuch*

Das Unbehagen an der Geschichte

Zu Abwehr und Widerstand im Umgang mit der Vergangenheit in der Bildungsarbeit.

VON

Ilka Quindeau

Der Vortragstitel, der mir für diese Tagung gegeben wurde, erinnert an das von Sigmund Freud beschriebene *Unbehagen an der Kultur*. Dort findet sich ein schillernder, in weiten Strecken ambivalenter Kulturbegriff, nach dem wir das Beste, was wir geworden sind, ebenso der Kultur verdanken wie einen großen Teil dessen, woran wir leiden. Diese Ambivalenz lässt sich ohne Schwierigkeiten auf die Geschichte übertragen. Die Geschichtlichkeit des Menschen, seine Fähigkeit, sich zu verzeitlichen, stellt eine wichtige anthropologische Errungenschaft dar, sie macht gleichsam das Menschliche des Menschen aus. Aber zugleich sieht Freud in ihr die zentrale Ursache des Schuldgefühls. Sie sehen, das Schuldgefühl hat zunächst einmal nichts mit realer, individueller Schuld zu tun. Es ist vielmehr mit der Kulturentwicklung verbunden und wird im Wesentlichen abgewehrt. In bewusster – und stärker noch in unbewusster – Form spielen diese Schuldgefühle im Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit jedoch eine wichtige Rolle, sie mischen sich mit realer Schuld bzw. Verantwortung und deren Abwehr.

In den letzten Jahrzehnten ist viel zu dieser Thematik geforscht worden, und inzwischen gilt es als gesichertes Wissen, dass der Antisemitismus in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg auf der Abwehr von Schuld basiert. Der Historiker Dan Diner hat in diesem Zusammenhang vom *Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz* gesprochen. Pointiert formuliert könnte man es den Juden nicht verzeihen, dass sie die Deutschen an ihre Schuld am Holocaust

In den letzten Jahrzehnten ist viel zu dieser Thematik geforscht worden, und inzwischen gilt es als gesichertes Wissen, dass der Antisemitismus in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg auf der Abwehr von Schuld basiert.

erinnern. Indem man die Juden bekämpft oder entwertet – etwa mit antisemitischen Klischees – hält man sich zugleich die Schuld vom Hals. Ich glaube, dieses Muster ist hinreichend bekannt. Es findet sich etwa im antisemitischen Stereotyp vom Juden als Rächer, man konstruiert eine kollektive Neigung zur Rache, die nie zur Ruhe komme. Psychologisch erfolgt dabei eine *Umkehr der Schuld*, indem man das Opfer anklagt und zum Täter macht. Der Holocaust soll auf diese Weise ungeschehen gemacht werden, um nicht länger einer ungebrochenen Identifizierung mit der

deutschen Geschichte im Wege zu stehen. Diese Funktion der Schuldabwehr ist also kennzeichnend für den *Nachkriegsantisemitismus* in Deutschland. Der Aufbau einer individuellen und kollektiven deutschen Identität nach Auschwitz erfolgte auf dieser Grundlage. Die Verdrängung der Schuld und des Antisemitismus ist demnach ein Bestandteil dieses *Verdrängungszusammenhangs*. Seit der Wiedervereinigung 1989 lässt sich eine Zunahme des Antisemitismus in Deutschland beobachten. Dies scheint den Zusammenhang mit Prozessen der nationalen Identitätsbildung zunächst zu bestätigen. Doch kommen mir Zweifel bei der Frage, ob es heute denn tatsächlich noch um Schuldabwehr geht. Wenn das so wäre, um welche Schuld handelt es sich, und wozu könnte ihre Abwehr dienen? Und weiter: Erfüllt der Antisemitismus wirklich die Funktion nationaler Identitätsbildung oder steht er ihr nicht vielmehr im Wege?

Diese Fragen möchte ich mit den folgenden Überlegungen entfalten und mit Ihnen diskutieren. Zunächst werde ich den Antisemitismus in einen größeren psychologischen Zusammenhang stellen und ihn unter die Rubrik des Vorurteils fassen. Der Antisemitismus stellt eine allgemeine und fundamental seit vielen Jahrhunderten in unserer Kultur verwurzelte *Vorurteilsstruktur* dar. Psychologisch erfüllt der Antisemitismus eine ähnliche Funktion wie der Rassismus oder die Fremdenfeindlichkeit, die im Wesentlichen darin besteht, sich eigene beunruhigende oder auch bedrohliche Erfahrungen buchstäblich vom Leib zu halten und projektiv, stellvertretend am Anderen, zu bearbeiten. Ich möchte auch die Entstehung von Vorurteilen aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive beschreiben. Dabei beziehe ich mich exemplarisch auf die Fremdenangst oder Fremdenfeindlichkeit, die schon sehr früh in der menschlichen Entwicklung entsteht und aus der sich dann später andere Vorurteilsstrukturen, wie etwa der Antisemitismus, entwickeln.

Zu den zentralen Entwicklungsaufgaben der frühen Kindheit gehört die Bildung des eigenen Ichs. Dies erfolgt durch eine Differenzierung zwischen dem Ich und dem Anderen, dem Eigenen und dem Fremden. Sie stellt die Voraussetzung dar für die Bildung der eigenen Identität. Das Fremde und das Eigene sind somit unauflöslich miteinander verbunden, das eine stellt die Kehrseite des anderen dar. Das Fremde entsteht dabei im Umgang mit unlustvollem Erleben, das aus dem eigenen Ich ausgelagert wird; es kann insofern als Resultat eines Abspaltungsprozesses aufgefasst werden. Pointiert: Das Eigene ist das Gute, das Lustvolle; das Fremde ist das Böse, das Bedrohliche.

Aus den normalen kindlichen Verhaltensweisen entstehen jedoch Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit. Den zentralen Mechanismus zur Entstehung des Fremden stellt die *Projektion* dar. Ein unlustvoller, verpönte Wunsch wird nicht bei sich selbst wahrgenommen, sondern nur noch bei der anderen Person. Die Entstehung von Fremdheit dient damit

dem Umgang mit einem Konflikt; das Fremde stellt einen Kompromiss dar zwischen einem unbewussten Wunsch oder Impuls, der nach Befriedigung drängt, und einer *Abwehrkonstellation*, die die Befriedigung des Wunsches nicht zulassen kann. Diese Abwehr besitzt zunächst eine wichtige schützende und stabilisierende Funktion. Die Projektion bspw. spielt in den ersten Lebensjahren eine wichtige Rolle, mit der sich das Kind vor unlustvollem Erleben schützt. Sie bildet jedoch auch die Grundlage für Vorurteile beim Erwachsenen, die sich dann zu einer massiven verzerrten Wahrnehmung der äußeren Realität steigern können, wie sich dies etwa beim Antisemitismus oder der Fremdenfeindlichkeit zeigt. Nach psychoanalytischer Vorstellung ist es nun leider nicht so, dass die frühkindlichen Entwicklungsaufgaben und Konflikte ein für alle Mal in der Kindheit abgeschlossen werden können; sie bleiben latent vielmehr lebenslang bestehen und werden in bestimmten Situationen, in Krisenfällen, reaktiviert.

Die rigide Aufteilung der Welt in Gut und Böse wird im Laufe der Entwicklung eines Kindes differenzierter. Es entsteht die sogenannte *Ambiguitätstoleranz*. Das Kind lernt, dass eine Person nicht nur gut oder eine andere nicht nur böse ist, sondern dass beide gute wie böse Anteile besitzen. Es gibt also nicht nur ein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als-auch. Es erfolgt im Verlaufe der normalen Entwicklung eine allmähliche Rücknahme der Gut-böse-Spaltung. Bei einer pathologischen Entwicklung jedoch wird diese Spaltung beibehalten, die Betroffenen weisen ein manichäisches Weltbild auf, sie teilen die Welt nach gut und böse ein. Das Andere, Fremde wird als bedrohlich erlebt und muss verleugnet werden, um das eigene Selbstgefühl aufrechterhalten zu können. Wir haben es hier mit einer spezifischen Persönlichkeitsstruktur zu tun, der sogenannten *Narzisstischen* oder *Borderline*-Persönlichkeit. Eine solche Persönlichkeitsstruktur findet sich bei Menschen mit stark ausgeprägten, manifesten antisemitischen Einstellungen. Dieser Antisemitismus zeigt häufig massive paranoide Züge. Der Hass der betreffenden Person ist umso größer, je stärker das Gefühl von Hilflosigkeit ist. Als Beispiel dafür kann man rechtsextreme Jugendliche anführen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass diese Jugendlichen zwar meist eine pathologische Persönlichkeitsstruktur aufweisen, dass aber die ideologischen Inhalte, die sie vertreten, austauschbar sind. Wie sich eine solche psychische Struktur auswirkt, welche Ausdrucksform sie bekommt, bestimmt die Kultur, das soziale Milieu. Aus derselben Persönlichkeitsstruktur können sich bspw. Antisemiten, aber auch Sexualstraftäter entwickeln oder Menschen, die sich selbst verletzen, die suchtkrank werden. Zum Glück ist die Gruppe massiver, manifester Antisemiten in unserer Gesellschaft relativ klein. Weit verbreitet ist allerdings der *latente Antisemitismus*, auf den ich nun näher eingehen möchte, weil er mehr oder weniger in allen Bevölkerungsschichten vorhanden ist.

Die Angst vor dem Fremden gilt als ubiquitäre menschliche Reaktion, die vom Einzelnen im Verlauf der Entwicklung anerkannt und integriert werden muss. Diese Anerkennung und Integration ist wichtig, damit diese Angst nicht zu aggressivem, feindseligem Handeln gegenüber den angsterregenden Objekten, »den Fremden«, führt. Betrachtet man das Fremde wie oben beschrieben als Resultat eines Abwehrprozesses, dann besteht diese Anerkennung und Integration in einer allmählichen *Rücknahme der Projektionen*. Die Angst bezieht sich dann nicht mehr auf den Fremden, sondern auf die eigenen verpönten Wünsche, die nun dem Ich als zugehörig erlebt und durch zunehmende Stabilisierung des Ich im Verlauf der Entwicklung zunehmend toleriert werden können.

Mit dieser psychodynamischen Argumentationsfigur lässt sich auch die Ubiquität des Antisemitismus als einer Variante der Fremdenfeindlichkeit begründen. Juden werden in dieser Vorurteilsstruktur zu Fremden gemacht, dienen als *Projektionsfläche* für eigene verpönte oder unerträgliche Wünsche und werden entsprechend ausgegrenzt und bekämpft. Es gibt nun eine Reihe von psychoanalytischen Arbeiten, die sich mit der Frage befassen haben, warum gerade Juden zu solch einer Projektionsfläche werden. Man wollte den ungeheuer destruktiven Hass verstehen, der sich seit Jahrhunderten durch verschiedenste Kulturen zieht und unterschiedliche Formen annimmt: vom religiös motivierten Antijudaismus über den rassistischen Antisemitismus bis hin zum Vernichtungsantisemitismus. Bei diesen Erklärungsversuchen handelt es sich im Wesentlichen um eine Psychopathologie des Antisemiten. Dieser stellt eine narzisstisch gestörte Persönlichkeit dar, die Kränkungserfahrungen zu verarbeiten sucht, indem sie die unerträglichen Seiten der eigenen Person (wie Schuld, Gier, Macht- und Verschmelzungswünsche) auf Juden projiziert und dort bekämpft. Der Hass und die Vernichtungswünsche sind dabei umso größer, je ohnmächtiger und hilfloser sich eine Person empfindet.

Solche Erklärungsmuster machen deutlich, warum sich antisemitische Klischees an bestimmten Aspekten – wie der vermeintlichen Macht oder Habgier der Juden – festmachen. Es scheint mir jedoch sozialpsychologisch weniger sinnvoll, mit solchen unbewussten Phantasiesystemen und psychopathologischen Verarbeitungsformen ganze Gruppen einer Bevölkerung beschreiben zu wollen. Wenngleich es sicher manifeste Antisemiten gibt, die zutreffend mit solch einer Pathologie zu beschreiben sind, handelt es sich dabei – zumindest gegenwärtig in Deutschland – um eine kleine Minderheit. Gesellschaftspolitisch bedeutsamer als der offene, feindliche und gewaltbereite Antisemitismus erscheinen mir hingegen die viel weiter verbreiteten, in der Regel latenten antisemitischen Einstellungen, die von Zeit zu Zeit eher zufällig und unbeabsichtigt zum Ausdruck kommen.

Sie denken nun möglicherweise an den früheren Bundestagspräsidenten Jenninger, an Günther

Grass oder vergleichbare Beispiele antisemitischer Äußerungen von Prominenten in der Öffentlichkeit. Ich möchte nun jedoch nicht diese prominenten Fälle näher untersuchen, da mich dies weitgehend auf Spekulationen angewiesen sein ließe, sondern mich eher den unscheinbaren Phänomenen widmen, wie sie mir in meiner psychoanalytischen Praxis begegnen. Es erübrigt sich wahrscheinlich zu sagen, dass sich unter meinen Patienten keine manifesten Antisemiten befinden, es sind vielmehr Menschen aus gehobenen Bildungsschichten mit liberalen oder linken politischen Einstellungen. Nichtsdestoweniger gibt es immer wieder Situationen in den Behandlungen, in denen antisemitische Vorurteile sichtbar werden. Dies sind keine spektakulären Szenen, sondern meist beiläufige Bemerkungen, wie wir sie alle aus unserer Alltagserfahrung kennen. Bspw. spricht ein Patient über Politik und ereifert sich darüber, wie die Juden in Israel mit den Palästinensern umgehen: »Die würden sie am liebsten alle vernichten.« Oder ein anderer erzählt von einem Konflikt mit einem Kollegen und meint: »Der ist ja auch Jude, da muss man aufpassen, was man sagt.« Oder neulich, im Zusammenhang der Wahl des amerikanischen Präsidenten: »Wahrscheinlich wird der gewinnen, der sich am meisten für Israel einsetzt. Das werden die Juden mit ihrem Einfluss schon hinkriegen.« Häufig erschrickt man in den Analysen dann gemeinsam mit den Patienten über solche Szenen. Die analytische Situation bietet im Unterschied zu Alltagssituationen jedoch den Vorteil, dass man über solche Äußerungen in Ruhe nachdenken und sie auf ihre Funktion hin reflektieren kann. Im Alltag ist so eine Form von Metakommunikation zumeist nicht möglich und antisemitische Äußerungen werden dann entweder mit betretener Stille oder heller Empörung quittiert, was eine konstruktive Auseinandersetzung unmöglich macht. In meinen Analysen finde ich nun bestätigt, was sich in den psychologischen Theorien zum Antisemitismus lesen lässt: Psychodynamisch handelt es sich immer um eine Abwehr von unerträglichen eigenen Strebungen oder Kränkungen. So fühlt sich bspw. jemand zurückgesetzt, nicht richtig wahrgenommen, nicht anerkannt – das wären dann die sogenannten Narzisstischen Kränkungen – oder jemand will seinen Neid, seine Gier oder seine Wut und Aggressionen nicht wahrhaben. Diese unerträglichen Seiten der eigenen Person werden dann auf Andere projiziert, was zu einem psychisch entlastenden Effekt führt. Solche Abwehrvorgänge sind nicht pathologisch, sondern finden sich bei allen Menschen; sie besitzen wichtige protektive und vitale Funktionen für das psychische System.

Es ist nun eine Frage der politischen Kultur, welche Gestalt diese Abwehr annimmt. Sie greift auf kulturell tradierte Formen und Vorurteilsstrukturen zurück und vollzieht sich bspw. in Gestalt antisemitischer Vorurteile. Mit dieser Argumentation möchte ich deutlich machen, dass niemand in unserer Kultur frei wäre von antisemitischen Regungen. Der Antisemitis-



mus ist vielmehr eine in unserer Kultur tief verwurzelte Vorurteilsstruktur, an der wir alle unausweichlich partizipieren.

Häufig gewinnt man nämlich den Eindruck, dass Antisemitismus das Problem der Anderen ist. So kann man sich dann leicht empören, wenn jemand antisemitische Äußerungen macht und sich selbst auf eine Position moralischer Überlegenheit zurückziehen. Solche Auseinandersetzungen, die wohl jeder aus eigener Erfahrung kennt, sind affektiv massiv aufgeladen und nicht selten feindselig. Meiner Einsicht nach ist diese hohe gefühlsmäßige Beteiligung auch darauf zurückzuführen, dass durch solche beiläufigen antisemitischen Äußerungen eigene verleugnete, mühsam unterdrückte Anteile aktiviert werden. Möglicherweise bewege ich mich jetzt auf dünnem Eis und provoziere vielleicht Missverständnisse: Mit dem Hinweis auf die Ubiquität, die Allgegenwärtigkeit antisemitischer Vorurteilsstrukturen, in die wir alle unausweichlich verflochten sind, will ich manifeste antisemitische Äußerungen keineswegs bagatellisieren. Es liegt jedoch ein gewaltiger Unterschied darin, ob diese Äußerun-

gen ich-synton sind, d.h. sich mit bewussten Überzeugungen und Einstellungen verbinden, ob jemand seine Vorurteile für richtig hält oder sie vielleicht unbedeutend, irrelevant findet oder ob jemand über seine eigenen Äußerungen erschrickt. Ich halte es nun für eine zentrale Aufgabe unserer politischen Kultur, dieses Erschrecken möglich zu machen. Dafür sind verschiedene Schritte auf unterschiedlichen Ebenen notwendig.

Auf der politischen Ebene geht es um die Etablierung stabiler demokratischer Strukturen, die Verteilungsgerechtigkeit und Partizipation für alle gesellschaftlichen Gruppen ermöglichen. Darauf kann ich jetzt nicht länger eingehen, ich halte diese politischen Bedingungen aber für eine wesentliche Voraussetzung. In allen gesellschaftlichen Krisen, in Zeiten sozialer Spannungen werden fundamentale Vorurteilsstrukturen aktiviert, und es scheint ziemlich beliebig, ob dies nun antisemitische, rassistische oder fremdenfeindliche Einstellungen sind, auf die dabei zurückgegriffen wird.

Neben den demokratischen Strukturen ist ein breiter gesellschaftlicher Konsens notwendig, der Antisemitismus ächtet und seine Manifestationen öffentlich bekämpft. Dies scheint mir im Wesentlichen eine Frage der Aufklärung und politischen Bildung zu sein. Dies kann jedoch nicht nur auf kognitivem Wege geschehen — wie wir wissen, kommt Aufklärung gegen tief verwurzelte Vorurteilsstrukturen nicht an. Wichtig scheint mir daher eine Sensibilisierung für antisemitische Vorurteile, ein Aufmerksam-Werden für die oft beiläufigen und unauffälligen Bemerkungen.

Für diese Sensibilisierung gegenüber antisemitischen Vorurteilen ist eine entspannte, vertrauensvolle Atmosphäre unabdingbar. Situationen, in denen jemand eher unbeabsichtigt und beiläufig antisemitische Einstellungen zum Ausdruck bringt, sind jedoch meist sehr spannungsgeladen: die einen reagieren empört und vorwurfsvoll, die anderen versuchen zu beschwichtigen, zu verharmlosen oder auch zu unterstützen, indem sie die Vorurteile nicht als Vorurteile, sondern als Tatsachen darstellen. Es entsteht eine äußerst konflikthafte Situation – ich glaube, so etwas kennen wir alle. Die Frage ist nun, wie kann man solche festgefahrenen Situationen, in denen keinerlei Verständigung mehr möglich ist, konstruktiv wenden?

Dazu ist es zunächst einmal wichtig, sich klarzumachen, was in diesen Konflikten passiert. Ich nehme jetzt einen dezidiert psychologischen Blick ein, das ist nicht so einfach, weil in diesem Kontext moralische Bewertungen nahezu unumgänglich sind. Es gibt den gesellschaftlichen Konsens, dass Antisemitismus schlecht ist; kontrovers scheint hingegen nur, was denn als Antisemitismus gilt (bspw. gibt es unterschiedliche Positionen dazu, ob die soeben zitierte Bemerkung über den Umgang Israels mit den Palästinensern antisemitische Züge trägt. Manche behaupten etwa, das hätte damit nichts zu tun). Wenn ich von Sensibilisierung für antisemitische Vorurteilsstrukturen spreche, meine ich nicht die grob feindlichen Äußerungen, sondern gerade die eher latenten Formen, die den Betroffenen in der Regel nicht bewusst sind. Werden solche Einstellungen nun etwa durch die Kritik oder Empörung der anderen dem Bewusstsein zugänglich, entsteht zunächst einmal ein Gefühl der Scham: man hat etwas getan/gesagt, was dem gesellschaftlichen Konsens und den eigenen Wertvorstellungen widerspricht, und alle sehen das. Es gibt nun unterschiedliche Möglichkeiten, mit der Scham umzugehen und das unangenehme Gefühl

loszuwerden. Eine der häufigsten Reaktionen ist ein Angriff nach vorn: man rechtfertigt sich oder greift andere an. Etwa, sie hätten das missverstanden oder würden dasselbe denken und sich nur nicht trauen, es zu sagen etc. Die Schwierigkeit besteht in solchen Situationen darin, dass alle Beteiligten an denselben antisemitischen Vorurteilsstrukturen partizipieren, d.h. alle sind ihnen gleichermaßen unterworfen, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Formen der Abwehr. So wird etwa mit der hellen Empörung nicht nur die antisemitische Äußerung eines anderen kritisiert, sondern zugleich auch die eigenen zumeist unbewussten, antisemitischen Tendenzen bekämpft. Mit der Empörung kann man sich so versichern, dass man damit nichts zu tun hat. Diese Unausweichlichkeit des eigenen Verhaftetseins in solch universellen Vorurteilsstrukturen stellt meiner Einsicht nach den Grund dafür dar, weshalb solche Szenen, in denen es um Antisemitismus geht, so schnell entgleisen.

Ich habe zu Anfang meines Vortrags die Frage nach Schuldabwehr und nationaler Identität angesprochen und möchte damit noch auf einen weiteren Aspekt eingehen, der die Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in Deutschland in besonderer Weise beeinflusst: die Verantwortung für die NS-Vergangenheit und den Holocaust.

Dan Diner hat vor vielen Jahren die These aufgestellt, dass es im Nachkriegsdeutschland einen Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz gäbe. Die Juden erinnern an die Schuld der Deutschen und würden deswegen gehasst und bekämpft. Diese These scheint mir sehr plausibel die Zeit bis Anfang oder Mitte der 90er Jahre zu beschreiben, die bestimmt war vom hartnäckigen Schweigen der Täter und Täterinnen und der mangelnden Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit ihrer Schuld. Inzwischen ist der Erinnerungsdiskurs in Deutschland jedoch so sehr im öffentlichen Bewusstsein und in verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Generationen verbreitet, so dass von Versuchen der Schuldabwehr nicht mehr sinnvoll gesprochen werden kann. Im Übrigen wird dieser Diskurs heute im Wesentlichen von Menschen bestimmt, die den NS nicht selbst erlebt haben, d.h. den Kindern und Enkeln der Täter und Mitläufer. Ihnen kann keinerlei Schuld zugeschrieben werden. Nichtsdestoweniger ist in diesen Bevölkerungsgruppen häufig ein tief sitzendes, unbewusstes Schuldgefühl vorhanden. Wenn ich von unbewussten Schuldgefühlen spreche, meine ich solche, die man nicht spürt, die zwar latent

Mir scheint daher die einzige Möglichkeit, sich aus diesen festgefahrenen Konflikten zu befreien, in der Anerkennung der eigenen Vorurteilsstrukturen zu liegen. Dies unterbricht die Spirale von Vorwurf und Rechtfertigung. So wird eine Polarisierung in eine Position moralischer Überlegenheit und eine Position moralischer Unterlegenheit verhindert – oder zumindest gemildert, was den Raum zur Verständigung eröffnet.

vorhanden, aber bewusstseinsmäßig nicht zugänglich sind. Direkt beobachten lassen sich nur die Abkömmlinge dieser Schuldgefühle, wie bspw. die nach wie vor hohe gefühlsmäßige Beteiligung bei Debatten über den Holocaust, die Widersprüche, die oft in diesem Diskurs auftauchen.

Das Konzept *unbewusster Schuldgefühle* bietet eine Möglichkeit, diese Irritationen, die Widersprüche in der individuellen und kollektiven Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu erklären. Es gibt inzwischen eine Reihe von Studien, die die Entstehungszusammenhänge dieser Schuldgefühle beleuchten. Ausgangspunkt ist die mangelnde Bereitschaft der Tätergeneration zur Anerkennung ihrer Schuld; die reale, faktische Schuld wurde von dieser Generation abgewehrt, verleugnet, die entsprechenden Schuldgefühle wurden ins Unbewusste verdrängt. Über Prozesse einer *transgenerationalen Weitergabe* wurde diese Auseinandersetzung an die nachfolgenden Generationen delegiert. Diese identifizierten sich – unausweichlich, weil unbewusst – mit der Schuld und dem verdrängten Schuldgefühl der Elterngeneration. Diese Identifizierungen gelten nun nicht nur für diejenigen, deren Eltern oder Großeltern tatsächlich an den Verbrechen beteiligt waren. Es geht also weniger um individuelle Verantwortung, als vielmehr für die Verantwortlichkeit einer ganzen Gesellschaft, d.h. alle Gesellschaftsmitglieder, auch in den nachfolgenden Generationen, sind in den *Schuldzusammenhang* miteinbezogen.

Ich glaube nun, dass in Auseinandersetzungen um den Antisemitismus – wie in den soeben genannten Beispielen – auch dieser Schuldzusammenhang wieder virulent wird und möglicherweise zur Polarisierung der unterschiedlichen Positionen und zur hohen affektiven Beteiligung beiträgt. Ich glaube jedoch nicht, dass es sich hierbei um eine Abwehr von Schuld handelt, da die Leistung der nachfolgenden Generationen

ja gerade in einer Anerkennung der Schuld besteht – in mühsamen, leidvollen kollektiven Prozessen einer ethisch-politischen Selbstverständigung. Das Problem scheint mir vielmehr darin zu liegen, dass gerade diese mühsam erworbene *Anerkennung der Schuld* durch antisemitische Äußerungen in Frage gestellt wird. Die Anerkennung der Schuld ist die zentrale Bedingung dafür, dass Deutschland wieder in den Kreis der moralisch integren, demokratischen Nationen aufgenommen wird.

Hier kommen wir schließlich auch zur Frage der nationalen Identität. Die Wieder-Einbindung Deutschlands in die zivile Weltgesellschaft auf der Basis der Schuldanerkennung und eines vorbildlichen gesellschaftlichen Erinnerungsdiskurses erlaubte den eher liberalen Bevölkerungsgruppen eine, wenn auch gebrochene, nationale Identifizierung als Deutsche. Der kritische Erinnerungsdiskurs machte deutlich, dass es nun ein anderes Deutschland gibt, dass sich dieses Land verändert hat. Diese neue gesellschaftliche Übereinkunft wird durch den Antisemitismus in Frage gestellt. Je mehr Anhänger diese Vorurteilsstruktur findet, desto weniger werden sich Liberale künftig mit Deutschland identifizieren können.

Diese Bedrohung der nationalen Identität durch den Antisemitismus scheint mir gesellschaftspolitisch weit bedeutsamer als die krude Vorstellungswelt von Rechtsextremisten, die die nationale Identität durch die Bekämpfung des Fremden, des Anderen herstellen wollen. Entgegen der gängigen Sichtweise betrachte ich die nationale Identität nicht als ein Motiv oder Ziel des Antisemitismus, sondern denke vielmehr, dass diese Identität gerade durch antisemitische Vorurteile zerstört wird.

» Ist Jude ein Schimpfwort? «

Zum Verhältnis von Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in der Pädagogik

VON

Juliane Wetzel

EINFÜHRUNG

Ich möchte in meinen folgenden Ausführungen versuchen, die Frage zu beantworten, inwieweit mit dem Schimpfwort ›Du Jude‹ antisemitische Inhalte verbunden sind, und vor allem erläutern, warum der Antisemitismus als ein eigenständiges Phänomen zu betrachten ist, das nicht erfasst werden kann, wenn es nur im Rahmen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit untersucht wird. Die gleiche Differenzierung gilt für die pädagogische Arbeit: Antisemitismus ist weder präventiv noch aktiv allein mit Antirassismusbearbeitung bzw. Anti-Diskriminierungs- und Toleranzförderung zu bekämpfen. Antisemitische Stereotypenmuster haben sich insofern grundlegend geändert, als an Stelle ›der Juden‹ der Zionismus und insbesondere Israel getreten sind.

Deshalb gilt heute umso mehr, dass auch ›Holocaust-Erziehung‹ nicht gegen Antisemitismus immunisiert. Dies ist auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass die Vermittlung der Geschichte des Holocaust heute häufig auf Ablehnung stößt, weil Schüler glauben, bereits alles darüber zu wissen oder sich gegen einen moralisierenden Impetus wehren bzw. gar einen angeblich von ›Juden‹ oktroyierten imaginierten Erinnerungszwang empfinden.

Praktische Erfahrungen haben gezeigt, dass die Vermittlung von Kenntnissen über die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust kein Präventivmittel gegen antisemitische Einstellungen sind, ebenso wenig wie sie rechtsextremen Dispositionen

entgegenwirken können. Wir müssen uns die Frage stellen, ob das Projekt ›Holocaust-Erziehung‹ nicht zu einer Unterrichtseinheit zu verkommen droht, die Defizite gesellschaftlicher Entwicklungen kompensieren soll und mit hehren Zielen wie Toleranzförderung, demokratische Wertevermittlung und nicht zuletzt Strategien gegen Antisemitismus überfrachtet wird.

Das Thema Antisemitismus wird in der Regel als Teil des Unterrichts zum Nationalsozialismus verstanden, d. h. dass aktuelle Formen der ablehnenden Haltung gegenüber Juden im Unterricht kaum thematisiert werden. Zum Thema wird Antisemitismus allenfalls als unmittelbare Reaktion auf Vorfälle im schulischen Alltag. Damit wird das Phänomen Antisemitismus auf den konkreten Vorfall reduziert. Deshalb ist es wichtig, die Thematik im Unterricht frei von aktuellen Anlässen zu behandeln und sie als einen Lerngegenstand zu sehen und nicht als Reaktion auf einzelne beteiligte Personen. Nur so kann vermieden werden, dass der Eindruck entsteht, es sei ein Problem Einzelner, die gar dafür bestraft werden, weil sie möglicherweise – in völliger Unkenntnis der Kontexte – Schimpfworte verwenden oder dumme Witze erzählen. Es geht vielmehr darum, Jugendliche dazu anzuregen, sich mit dem Thema in seiner historischen und aktuellen Dimension auseinanderzusetzen und dies als hilfreiches Angebot zu betrachten, für verschiedene Formen antisemitischer Stereotype sensibilisiert zu werden, um verbreiteten Klischees argumentativ begegnen zu können.

Antisemitische Vorurteile, Stereotype, Ressentiments oder Klischees basieren heute im Wesentlichen auf Formen des sekundären Antisemitismus, d. h. eines Antisemitismus ›wegen Auschwitz‹, und antisemitischen Weltverschwörungstheorien. Antisemitismus speist sich weiterhin aus den bekannten ideologischen Traditionen der Judenfeindschaft, weist aber auch eine Reihe neuer Aspekte auf:

- Er reagiert auf den Völkermord, sei es durch seine Verharmlosung bzw. gar Leugnung oder eine Schuldprojektion auf die Juden, und erfüllt damit die Kriterien, die wir heute als *sekundären Antisemitismus* bezeichnen.
- Er ist in vielen europäischen Ländern ein *Antisemitismus ohne Juden*, der keinerlei Basis in Konflikten mit den Juden des Landes besitzt, sondern sich auf die Verdrängung der Verantwortung für den Holocaust oder auf einen angeblichen Einfluss der Juden auf das Weltgeschehen bezieht und damit die klassischen Formen einer unterstellten jüdischen Weltverschwörung bedient.
- Antisemitische Ressentiments und Klischees aus dem jahrhundertealten *judenfeindlichen Repertoire* werden *gegen Israel* gewendet. Diese Form bezeichnen wir heute als *Antizionismus* und zwar nicht im Sinne der innerjüdischen Debatte um das Für und Wider eines eigenen jüdischen Staates, sondern als Ausdruck einer Diskreditierung Israels.

Antisemitismus wird oft erst als solcher wahrgenommen, wenn er sich rassistischer Stereotypen der nationalsozialistischen Ideologie bedient oder gar erst, wenn er einen genozidalen Charakter aufweist. Subtilere Formen des antijüdischen Vorurteils werden häufig nicht als Ausdruck von Antisemitismus akzeptiert. Deshalb stehen wir heute auch vor dem Dilemma, dass anti-rassistische Gruppierungen, Vereine und Organisationen, die jahrzehntlang den Antisemitismus im rechtsextremen Lager bekämpft haben, selbst nicht frei von antisemitischen Vorurteilen sind. Dies gilt nicht nur für Deutschland, sondern für die meisten westeuropäischen Länder.

Antisemitisch konnotierte Aussagen, die im Zusammenhang mit dem Nahostkonflikt geäußert werden und die Grenze zwischen einer legitimen Kritik an der israelischen Regierung oder dem Vorgehen des israelischen Militärs in den besetzten Gebieten durchbrechen, sind in der Mehrheitsgesellschaft weit verbreitet. Umfragen zur ›Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit‹ von Wilhelm Heitmeyer und seinem Team zeigen, dass nur bei 8 % der Befragten eine Kritik ohne jegliche antisemitischen Versatzstücke auskommt. Antisemitische Stereotype werden heute über Umwege geäußert (*Umwegkommunikation*): ›Jude‹ wird durch Israel bzw. Israelis ersetzt. Damit wird das Tabu der politischen Kultur der Bundesrepublik gebrochen, sich nicht antisemitisch in der

Öffentlichkeit zu äußern. Gleichzeitig bietet eine solche Umwegkommunikation die Gelegenheit, mögliche Straftatbestände zu vermeiden. Dies gilt ebenso für die Delegitimierung des ›jüdischen Opferstatus‹.

Curricula und Unterricht müssen die gesellschaftlichen Veränderungen berücksichtigen, die sich vor allem in den Schulen mit einer multikulturellen Schülerschaft spiegeln. Insbesondere beim Thema ›Holocaust-Erziehung‹ werden nicht nur die unterschiedliche kulturelle und soziale Herkunft der Klassengemeinschaft zu einer Herausforderung für die Lehrer und Lehrerinnen, sondern auch die eigene Einstellung zur Migration, die Positionierung zur eigenen familiären Geschichte und die Wahrnehmung der sozialen Probleme der Migrant*innen. Die Angst, marginalisierte Jugendliche noch weiter ins Abseits zu stellen, wenn sie auf die Verwendung antisemitischer Klischees angesprochen werden, veranlasst viele Lehrer*innen dazu, antisemitische Einstellungen eher zu verharmlosen als konsequent zu thematisieren. In manchen Fällen ist es hilfreich, auf Gegenstimmen in der Klasse zu vertrauen und sie zu stärken.

Antisemitismus wird oft erst als solcher wahrgenommen, wenn er sich rassistischer Stereotypen der nationalsozialistischen Ideologie bedient oder gar erst, wenn er einen genozidalen Charakter aufweist. Subtilere Formen des antijüdischen Vorurteils werden häufig nicht als Ausdruck von Antisemitismus akzeptiert.

Werden antisemitische Vorurteile geäußert, dann bleiben sie erfahrungsgemäß durchaus nicht unwidersprochen. Zudem ist nicht immer ein antisemitischer Hintergrund zu vermuten. Wenn Schüler etwa das Klischee vom ›reichen Juden‹ reproduzieren, dann kann Anerkennung, Neid oder Stereotypisierung das Motiv sein oder einfach nur unbewusstes Reproduzieren

tradiertem Vorurteile. Um dieses Stereotyp nicht als ›Wissen‹ in der Klasse zu perpetuieren, müsste sich eine Auseinandersetzung im Unterricht anschließen. Dies gilt ebenso für das heute häufig auf Schulhöfen verwendete Schimpfwort ›Du Jude‹, das als Provokation oder inhaltslos Verwendung findet, selten aber Ausdruck eines verfestigten antisemitischen Weltbildes ist.

Das Schimpfwort ›Jude‹ kann eine antisemitische Konnotation haben.

- Häufig wird es synonym mit ›Du Opfer‹ gebraucht – Juden werden in Bildung und öffentlichem Diskurs nahezu ausschließlich als Opfer wahrgenommen – positive Impressionen, Vielfalt und Normalität werden kaum vermittelt.
- Wird das Schimpfwort ›Jude‹ gebraucht, weil eine Weltanschauung, ein antisemitisches Weltbild, also eine antisemitische Absicht dahinter verborgen ist, oder vielmehr aus Indifferenz, aus Gruppenverhalten, als Ausdruck einer jugendtypischen Kommunikation bzw. als Reaktion auf eine vermeintliche Überinformiertheit zum Thema Holocaust?
- Hat das Schimpfwort derzeit Konjunktur, weil ›Juden‹ hier als Verlierer imaginiert werden? Hier würde es sich vom klassischen antisemitischen Stereotyp unterscheiden, das den Juden immer Macht zuschreibt.
- Wer sagt was, wann und zu welchem Zweck? Das bedeutet Kontextualisierung, Intention und Interpretation.

Am 24. Mai 2008 schreibt Moonschnecke in einem Blog der Webseite »Netz-gegen-Nazis.de«:

»Ich bin noch Schüler und in meiner Klasse beschimpfen sich manche immer mit ›Du Jude‹, usw. Unsere Klassenlehrerin ist schon darauf aufmerksam geworden, aber das hilft nicht. Es passiert trotzdem immer wieder. Ich finde es ziemlich unangenehm, da ich selbst Jude bin. Ich weiß nicht was ich tun soll.«

Eine Reaktion unter vielen von Apfel aus Franken:

»Viele Jugendliche sehen das Wort Jude ›nur‹ als Schimpfwort (...). Das ist natürlich empörend, aber ich glaube dass du das nicht einfach so unterbinden kannst. Man könnte fast sagen, es hat sich als ›Beleidigung‹ (was es natürlich auf keinen Fall ist!) etabliert. Meiner Meinung nach ist das absolut nicht in Ordnung, aber die werden sich das nicht von einem Tag auf den anderen abgewöhnen.«

Antisemitismus und Stereotypisierungen gegen Juden sind ein Problem der Mehrheitsgesellschaft, nicht der Minderheit. Nicht der Zentralrat der Juden in Deutschland oder Einzelpersonen aus der Minderheit müssen sich damit auseinandersetzen, sondern wir alle.

WER BENUTZT DA SSCHIMPFWORT »DU JUDE«?

Öffentliche und mediale Zuschreibung: Es seien vor allem ›die Muslime‹ oder Jugendliche mit ›muslimischem Migrationshintergrund‹.

- Es fehlt der differenzierende Blick: ›Du Jude‹ ist ein gängiges Schimpfwort auf vielen Schulhöfen.
- Das Deutsche Jugendinstitut in München hat bereits 2006 festgestellt: ›Du Jude‹ würde in den neuen Bundesländern mittlerweile synonym zu ›Du Penner‹ verwendet. Dies sei auf ein rechtsextrems Klima besonders in ländlichen Regionen zurückzuführen (vor allem in Sachsen-Anhalt, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern).

Ein Beitrag in einem Blog, auf dem sich Jugendliche unterhalten, verweist auf ein mögliches Vorbild, er schreibt: »Ich benutzt (sic) [Du Jude] auch immer öfters (guck zuviel South Park)«.

In der Sendung *South Park* gibt es eine Figur namens Kyle Brofloski. Kyle ist der Kluge. Alle machen sich über ihn lustig, weil er Jude ist. Z. B. sagt eine Figur zu Kyle: »Du ver+++ Jude«. Die US-amerikanische animierte Satiresendung ist eigentlich für Erwachsene gedacht, wird aber auch von Minderjährigen gesehen, die die satirische Annäherung an gesellschaftskritische Themen nicht erfassen können. Kyles Vater ist Anwalt und der Wohlhabendste der Clique. Für jene, die den satirischen Inhalt der Sendung nicht verstehen, scheint sich auf diese Weise das Klischee des reichen Juden zu bewahrheiten.

ANTISEMITISMUS UND RASSISMUS

Wichtigster Unterschied zu anderen rassistischen Projektionen ist, dass ›den Juden‹ Macht und Einfluss zugeschrieben wird, sie aber auch für besonders klug und intelligent gehalten werden. Im Gegensatz dazu wird anderen Minderheiten eine beschränkte Intelligenz unterstellt und sie gelten nach rassistischem Konzept als minderwertig.

Thilo Sarrazin hat in seinem Interview in *Lettre International* 2009 genau diesen Stereotypenkanon benutzt:

»Die Türken erobern Deutschland genauso, wie die Kosovaren das Kosovo erobert haben: durch eine höhere Geburtenrate. Das würde mir gefallen, wenn es osteuropäische Juden wären mit einem um 15 Prozent höheren IQ als dem der deutschen Bevölkerung.«

Rassistische Konnotationen im Sinne einer Minderwertigkeit von Juden sind heute weitgehend auf bestimmte Gruppen der rechtsextremen Szene begrenzt. Zweifelsohne sind dem Antisemitismus Teile der ausgrenzenden Verhaltensmuster immanent, die sich im Allgemeinen gegen Minderheiten richten (z. B. werden Juden häufig immer noch als ›Fremde‹ wahrgenommen, die nicht Teil der Mehrheitsgesellschaft

sind (hier: *Fremdenfeindlichkeit*). Heute überwiegt außerdem vor allem ein *kulturalistischer Rassismus*, der kulturelle Unterschiede hervorhebt – diese Wendung macht ihn eher unverdächtig, und Ressentiments lassen sich vermeintlich offener äußern (»Juden passen einfach nicht zu uns«). Andererseits wird der Diskurs derzeit von einer angeblich vorhandenen ›christlich-jüdischen Kultur‹ versus Mitglieder aus anderen ›Kulturkreisen‹ bestimmt. Durch den öffentlichen Diskurs über ›den Islam‹ und ›die Muslime‹ fühlen sich Rechtsextreme bestätigt. Ihre antidemokratische Gesinnung wird damit anschlussfähig an die öffentliche Meinung und verhilft damit andererseits weiteren ideologischen Elementen rechtsextremistischer Ideologie zu mehr Akzeptanz in der Öffentlichkeit.

Das Spezifikum des Phänomens Antisemitismus jedoch kann nicht erfasst werden, wenn es immer nur als Teil von Rassismus und Xenophobie begriffen wird.

- Antisemitismus dient als *Deutungsmuster*, um schwer erklärbare Ereignisse, Naturkatastrophen und gesellschaftliche Prozesse (z. B. Finanzkrise) fassbar zu machen. Dahinter verbergen sich weltverschwörerische Konstrukte gegen Juden.
- Der Antisemitismus hat hier die *Funktion einer Welterklärung* und kann sich damit zu einer ideologisch determinierten Weltanschauung entwickeln.
- Sekundärer Antisemitismus, Weltverschwörungstheorien, instrumentalisierte Holocaustleugnung, Antizionismus und Ausgrenzung von Juden als vermeintlich Verantwortliche für die israelische Politik sind *Elemente eines Stereotypenkatalogs*, die nicht mit der Diskriminierung von Minderheiten im allgemeinen gleichgesetzt werden können. Deshalb eignen sich Menschenrechts- und Antirassismus-Pädagogik nur bedingt als Maßnahmen gegen Antisemitismus.

Barbara Schäuble und Albert Scherr unterscheiden in ihrer Schrift »*Ich habe nichts gegen Juden, aber ...*« Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen Antisemitismus (Schäuble/Scherr 2007) folgende antisemitische Topoi:

- »Juden sind anders und passen nicht zu uns.« Rasse- und Kulturtopos inklusive der abfälligen Verwendung des Wortes Jude;
- »Juden sind gefährlich, parasitär und nutzen uns aus.« Parasiten-, Verunreinigungs- und Blut-Topos, inklusive des Christus- und Kindermord-Vorwurfs;
- »Juden sind Feinde der Christen und ihre Konkurrenz.« Gegnerschafts- und Konkurrenz-Topos;
- »Juden sind intelligent, mächtig und haben mehr Einfluss als ihnen zusteht.« Macht-, Bevorteilungs- und Intelligenztopos;
- »Juden sind geheimnistuerisch, sie verbergen ihre

wahren Absichten und ihr jüdisch-Sein.« Geheimnis-Topos;

- »Juden sind rachsüchtig und gefährlich.« Rache- und Gefahren-Topos;
- »Juden sind Kosmopoliten, illoyal und können keine Deutschen sein.« Gegenspieler des Nationalen-Topos;

Eine dezidierte Ablehnung und Feindseligkeit gegenüber Juden zeichnet sich jedoch ›nur‹ dann ab, wenn Jugendliche mit ›Migrationshintergrund‹ sich politisch – und dies steht in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit ihrer religiösen Orientierung – in einer Weise als Muslime definieren, die von einem grundlegenden weltpolitischen Konflikt zwischen ›dem Westen‹ und ›der muslimischen Welt‹ ausgeht und die mit einer antisemitisch konturierten Israel-Kritik in Referenz auf den Nahostkonflikt einhergeht.

Die Kategorie ›Ausländer‹, die die Landeskriminalämter für ihre Statistiken verwenden, ist wenig hilfreich für die Einschätzung des Gefährdungspotentials. Falls mehrheitlich ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ gemeint sind, die aus der arabischen Welt oder aus der Türkei stammen, dann würde sich die These bestätigen, dass ein Anstieg antisemitischer Übergriffe in dieser Gruppe immer dann erfolgt, wenn sich der palästinensisch-israelische Konflikt radikalisiert. Allerdings zeigt die Tabelle oben, dass die größte Gefahr nach wie vor aus dem rechtsextremen Lager kommt. Der Anstieg der Gewalttaten in der Gruppe ›Ausländer‹ zeigte sich deutlich 2002, als sich – aufgrund des fälschlich in der internationalen Presse als ›Massaker‹ bezeichneten Vorgehens des israelischen Militärs im Flüchtlingslager Dschenin im Frühjahr – eine antisemitische Welle in Europa ausbreitete. 2006 steigen die Zahlen nach dem zweiten Libanonkrieg im Sommer – wenn auch auf sehr niedrigem Niveau – erneut an. Dasselbe lässt sich für 2009 feststellen, als der Gazakrieg im Dezember 2008 und Januar 2009 offensichtlich erneut dazu führte, dass latent vorhandene antisemitische Haltungen in manifeste Übergriffe umschlugen. Festzuhalten gilt jedoch, dass bisher keinerlei verlässliche Studien darüber vorliegen, inwieweit die Fokussierung auf Jugendliche mit ›muslimischem Migrationshintergrund‹ in den letzten Jahren in der Presse tatsächlich einen Realitätsbezug hat. Wir kennen Einzelfälle, wir wissen, dass antisemitische iranische und syrische Fernsehserien über Satellit in Europa gesehen werden können, aber uns fehlen verlässliche empirische Daten darüber, wie verbreitet antisemitische Haltungen in diesem Teil der Bevölkerung sind. Zudem haben neuere Studien von Wolfram Stender und Guido Follert von der Fachhochschule Hannover gezeigt, dass die Aufmerksamkeit, die Jugendlichen mit ›muslimischem Migrationshintergrund‹ vor allem in der Presse, aber auch in manchen jüdischen Gemeinden in Bezug auf ihr antisemitisches Verhalten zuteil wird, zumindest nur einen Teil der Realität spiegelt (Stender/Follert 2010).

In Gruppendiskussionen mit Jugendlichen (Spätaussiedlern; solchen mit türkischem/arabischem Hintergrund; autochthonen Deutschen) und Einzelgesprächen mit Lehrer*innen und Schulsozialarbeiter*innen fiel den Wissenschaftler*innen auf, dass das Sprechen über ›Juden‹ von antisemitischen Stereotypen durchsetzt war, die meisten aber nur fragmentarisch bekannte Klischees reproduzierten. Nur in Gruppendiskussionen mit jugendlichen Spätaussiedlern wurden offen antisemitische Stereotype geäußert. Die Wahrnehmung der Schüler*innen und Lehrer*innen unterschied sich insofern deutlich, als die Lehrkräfte entweder jegliche antisemitischen Vorkommnisse oder den Gebrauch von Schimpfwörtern wie ›Du Jude‹ bestritten oder alarmistisch reagierten und die Vorfälle als Problem der ›muslimischen Schüler‹ darstellten, wobei sie die massenmediale Inszenierung eines ›muslimischen Antisemitismus‹ z. T. bis in die Formulierungen hinein alltagssprachlich reproduzierten.

RESÜMEE

Hier zeigt sich einmal mehr, dass es bei der Untersuchung des Phänomens Antisemitismus auf Differenzierung ankommt. ›Du Jude‹ jedenfalls ist ein Schimpfwort, das auf Schulhöfen weit verbreitet ist und unabhängig von der Herkunft Verwendung findet. Klassische antisemitische Stereotype sind in der autochthonen Mehrheitsgesellschaft ebenso abhängig vom Bildungsniveau wie bei dem Teil der Gesellschaft, der etwa einen ›muslimischen Migrationshintergrund‹ hat. Bildungsniveau und Milieuzugehörigkeit beeinflussen die Einstellung gegenüber Juden in signifikant höherem Maße als die Religionszugehörigkeit. Antizionistische Formen des Antisemitismus, also jene Ressentiments und Klischees, die die Grenze zwischen einer legitimen Kritik an der Politik Israels und antisemitischen Stereotypisierungen überschreiten, finden sich in allen politischen, sozialen und gesellschaftlichen Spektren der Bevölkerung.



LITERATUR

Schäuble, B./Scherr, A. 2007 |
 »Ich habe nichts gegen Juden,
 aber ...«. Ausgangsbedingungen und
 Perspektiven gesellschaftspolitischer
 Bildungsarbeit gegen Antisemi-
 tismus. | http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/ich_habe_nichts_2.pdf

Stender, W./Follert, G. 2010 |
 »Das kommt jetzt wirklich nur
 aus der muslimischen Welt.«
 Antisemitismus bei Schülern in der
 Wahrnehmung von Lehrern und
 Schulsozialarbeitern. | In: Stender,
 W. et al. (Hg.) *Konstellationen des
 Antisemitismus. Antisemitismus-
 forschung und sozialpädagogische
 Praxis.* | Wiesbaden: 199-223.

Warum sind immer die Anderen an allem Schuld?

Psychologische Grundlagen von Vorurteilen und Diskriminierung

VON

Andreas Beelmann

ZUR PSYCHOLOGISCHEN DEFINITION VON VORURTEILEN UND DISKRIMINIERUNG

Wie bei allen wissenschaftlichen Begriffen, so ist auch die Wortbedeutung von »Vorurteil« und »Diskriminierung« nicht unumstritten. Eine Auseinandersetzung mit den psychologischen Grundlagen beider Phänomene muss daher mit definitorischen Fragen beginnen, auch um eine wissenschaftliche Auseinandersetzung von Alltagssprachlichen und politischen Erörterungen abzugrenzen. **Unter Vorurteilen versteht man in der Sozialpsychologie negativ getönte Einstellungen und Verhaltensdispositionen (Verhaltenstendenzen) gegenüber Mitgliedern fremder sozialer Gruppen** (Brown 2010).

Um von Vorurteilen sprechen zu können, müssen gemäß dieser Definition drei grundlegende Bedingungen vorliegen: Sie müssen erstens auf einer sozialen Gruppenmitgliedschaft (Geschlecht, Ethnie, sozialer Status) beruhen, zweitens negativ getönt sein (etwa durch die Zuschreibung negativer Eigenschaften wie faul, unfähig, feindselig) und drittens eine Übergeneralisierung beinhalten, insofern alle (oder fast alle) Mitglieder einer sozialen Gruppe derart eingeschätzt oder behandelt werden.

Aufgrund dieser Merkmale können Vorurteile unterschiedliche Ausdrucksformen annehmen. Sie können z.B. eine geringere Sympathie anzeigen

(*affektive Komponente*), sich in negativen Merkmalszuschreibungen äußern (*kognitive Komponente*) oder sozialen Ausschluss und Kontaktvermeidung zur Folge haben (*verhaltensbezogene Komponente*). Für eine psychologische Auseinandersetzung mit Vorurteilen ist ferner bedeutsam, dass diese unabhängig vom empirischen Wahrheitsgehalt angenommen werden; es ist demnach unerheblich, ob z.B. eine bestimmte negative Eigenschaft in einer sozialen Gruppe tatsächlich häufiger vorkommt oder nicht. Bedeutsam ist vielmehr, dass dieses Merkmal grundsätzlich (und ohne individuelle Erfahrung) auf allen Mitgliedern dieser Gruppe zugeschrieben wird.

Mit einer verhaltensbezogenen Interpretation von Vorurteilen (s. o.), ist bereits der Übergang zum Diskriminierungsbegriff vollzogen, der sich allerdings nicht allein auf Verhaltenstendenzen, sondern auf manifestes Verhalten bezieht. **Unter Diskriminierung wird die illegitime (wahrgenommene oder tatsächliche) Ungleichbehandlung einer Person auf Basis seiner sozialen Gruppenzugehörigkeit verstanden.** Dabei ist allerdings umstritten, ob allein die wahrgenommene Ungleichbehandlung ausreicht, um von Diskriminierung zu sprechen. Manche Forscher gehen davon aus, dass nur eine Ungleichbehandlung im Hinblick auf einen legitimen (rechtsstaatlich, normativ oder moralisch definierten) Gleichbehandlungsanspruch als

Diskriminierung zu bewerten ist (Rothermund/Mayer 2009), während für andere Wissenschaftler Diskriminierung bereits mit der bloßen Wahrnehmung einer Ungleichbehandlung gegeben ist. Für eine Erörterung dieser schwierigen konzeptionellen Fragen ist an dieser Stelle kein Raum. Sie spielen allerdings bei der rechtlichen, moralischen und politischen Bewertung der Phänomene und den aus ihr abgeleiteten politischen Forderungen oder Interventionsbegründungen eine herausragende Rolle.

PSYCHOLOGISCHE GRUNDLAGEN VON VORURTEILEN UND DISKRIMINIERUNG

Wichtige psychologische Grundlagen von Vorurteils- und Diskriminierungsphänomenen finden sich in der sozialpsychologischen Einstellungs- und Intergruppenforschung. Ihr zufolge neigen Menschen dazu, ihre soziale Umgebung nach Merkmalen zu kategorisieren. Dies dient vornehmlich einer leichteren Orientierung in einer komplexen Lebenswirklichkeit und kann als ein Phänomen der menschlichen Auseinandersetzung mit der jeweiligen Umwelt verstanden werden. Daneben gehört auch die Bewertung dieser sozialen Kategorien zu den Grundmerkmalen menschlicher Informationsverarbeitung. Da nun diese Bewertungen nicht unabhängig von der eigenen Person und ihrer Identität erfolgen, neigen wir dazu, die soziale Gruppe, der man selbst angehört, besser zu bewerten als eine soziale Fremdgruppe. Einstellungen gegenüber Menschen beruhen also – ganz allgemein gesprochen – auf sozialen Kategorisierungen und systematischen Bewertungen entsprechender Kategorien, wobei tendenziell die eigene Gruppe positiver eingeschätzt wird als die fremde. Selbstverständlich können derartige Bewertungstendenzen sehr unterschiedliche Ausmaße annehmen. Es existieren zahlreiche individuelle, familiäre, soziale, gesellschaftliche oder sozial-strukturelle Einflussfaktoren, die das Ausmaß der Einstellungsverzerrungen entscheidend mit beeinflussen können. (Raabe/Beelmann 2009).

1) Zu den **individuellen Faktoren**, die vorurteilsbehaftete und diskriminierende Einstellungen begünstigen, gehören z.B. wenig ausgeprägte kognitive Grundfähigkeiten, geringe Fähigkeiten zur Perspektivenübernahme und Empathie, eine problematische sozial-kognitive Informationsverarbeitung (die sich z.B. in einem hohen Bedrohungsempfinden äußert), Misserfolge in der Schule und

negative Bildungskarrieren, eine problematische, nur an wenigen oder nur einer Gruppendefinition gebundenen Identität und schließlich auch autoritäre Persönlichkeitsmerkmale (Autoritatismus, soziale Dominanzorientierung).

2) **Familiäre Faktoren oder Faktoren des sozialen Nahraums** betreffen z.B. vorurteilsbehaftete elterliche Einstellungen und ein autoritäres Erziehungsklima, massive Ablehnungserfahrungen in der Peer-Gruppe sowie die Wirkung positiver oder negativer Rollenvorbilder. Außerdem hat sich herausgestellt, dass die ersten Kontakte zur sozialen Fremdgruppe als besonders einschneidend erlebt werden, insbesondere, wenn diese extrem positiv oder negativ verlaufen. Sind z.B. die ersten Erfahrungen mit der Fremdgruppe negativ und werden negative soziale Stereotype aktiviert (z.B. »Ausländer sind gefährlich«), so kommt es im weiteren Verlauf der Entwicklung zu einer deutlichen Reduktion von Kontakten und Freundschaftsbeziehungen.

3) Schließlich sind bei der Entstehung von Vorurteilen selbstverständlich auch **gesellschaftliche und sozial-strukturelle Bedingungen** von Bedeutung. Wichtig sind zunächst gesellschaftliche Normen der Toleranz. Vertreten etwa bekannte Personen in der Öffentlichkeit ausländische Einstellungen und werden solche Vorkommnisse nur unzureichend sanktioniert, so kann das zu einem wichtigen Referenzpunkt zur Rechtfertigung allgemeiner Abwertungen werden. Neben Rollenvorbildern spielt die wahrgenommene und/oder tatsächliche Bedrohung von Ressourcen wie Arbeitsplätzen eine ebenso wichtige Rolle wie das Bedürfnis persönlicher Unversehrtheit. Bei zunehmender Konkurrenz und geringer werden materiellen, aber auch sozialen Ressourcen steigt die Wahrscheinlichkeit, dass andere soziale Gruppen abgewertet werden. Auch dazu bedarf es nicht zwangsläufig einer tatsächlichen Bedrohung, vielmehr reicht allein die wahrgenommene Konkurrenzsituation aus; dem medialen und gesellschaftlichen Diskurs zu diesen Fragen kommt daher für die Entstehung von Vorurteilen und Diskriminierung enorme Bedeutung zu.

Diese kurze Übersicht macht deutlich, dass die Zusammenhänge zwischen den genannten Faktoren und Vorurteils- und Diskriminierungstendenzen vermutlich komplexer sind, als es gewöhnlich in den öffentlichen Diskussionen sichtbar wird. Die Frage, an welcher Stelle oder mit welcher Ausprägung die unterschiedlichen Bewertungen der sozialen Eigen- und Fremdgruppe aus politischen, rechtlichen, normativen oder moralischen Gründen problematisch wird, ist allerdings nicht exakt zu bestimmen und hängt u.a. von den rechtlichen wie ethischen Ansprüchen und Wertvorstellungen ab, die innerhalb der Gesellschaft oder in sozialen Systemen wirksam sind.

Diese kurze Übersicht macht deutlich, dass die Zusammenhänge zwischen den genannten Faktoren und Vorurteils- und Diskriminierungstendenzen vermutlich komplexer sind, als es gewöhnlich in den öffentlichen Diskussionen sichtbar wird. Die Frage, an welcher Stelle oder mit welcher Ausprägung die unterschiedlichen Bewertungen der sozialen Eigen- und Fremdgruppe aus politischen, rechtlichen, normativen oder moralischen Gründen problematisch wird, ist allerdings nicht exakt zu bestimmen und hängt u.a. von den rechtlichen wie ethischen Ansprüchen und Wertvorstellungen ab, die innerhalb der Gesellschaft oder in sozialen Systemen wirksam sind.

Typischerweise akzeptieren wir, wenn etwa der Grad der Sympathie einer gegnerischen Fußballmannschaft geringer eingeschätzt wird als die der eigenen Mannschaft, während derartige Einschätzungen nicht mehr akzeptiert werden, sobald sie den Migrationsstatus betreffen. Ohne dabei ins Detail gehen zu müssen, lässt sich festhalten, dass es zumindest in demokratischen Gesellschaften *common sense* ist, sich bei derartigen Fragen auf die allgemein anerkannten

Menschenrechte zu beziehen und daraus den Maßstab für die Missbilligung, Strafverfolgung, rechtliche Sanktionierung und/oder moralische Disqualifikation einer Person oder Gruppe zu beziehen. Aus psychologischer Perspektive sind allerdings die Grundlagen für negative Einstellungsmuster beispielsweise gegenüber Fans gegnerischer Fußball-Mannschaften und Mitgliedern anderer Ethnien die gleichen. Es bestehen allein graduelle Unterschiede, die freilich mit erheblichen Unterschieden in den (Einstellungs- und verhaltensbezogenen) Konsequenzen für die soziale Fremdgruppe einhergehen können (z.B. Beschimpfungen im Fußballstadion im Vergleich zu körperlichen Übergriffen auf Migranten). Darüber hinaus lässt sich aus klinisch-psychologischer Perspektive fragen, ob nicht auch bestimmte extreme Einstellungsmuster (z.B. jene, die mit der Rechtfertigung von Völkermord einhergehen) unter psychopathologischen Gesichtspunkten zu diskutieren sind. Die oben genannten Entwicklungsfaktoren sprechen z.B. – ähnlich wie im Falle von aggressivem und gewalttätigem Verhalten – auch mit Blick auf präventive Maßnahmen durchaus für eine solche Perspektive (Beelmann/Raabe 2007).

MÖGLICHKEITEN DER PRÄVENTION UND INTERVENTION

Angesichts der vielfältigen Faktoren, die offenkundig bei der Entwicklung von Vorurteilen und Diskriminierungsphänomenen beteiligt sind, existieren auch zahlreiche Programme, Ansätze und Initiativen zur deren Reduktion bzw. zur Förderung von Toleranz und zur Verbesserung von Intergruppenbeziehungen (Beelmann/Jonas 2009, Oskamp 2000, Paluck/Green 2009, Stephan/Stephan 2001). Sie lassen sich drei Typen zuordnen, nämlich (1) Kontaktinterventionen, (2) Interventionen, die auf Informationen beruhen, und (3) Interventionen zur Förderung individueller Kompetenzen.

Kontaktinterventionen

Eine erste große Gruppe von Interventionen beruht auf der sogenannten *Kontakthypothese*. Ausgangspunkt ist die Annahme, Kontakte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Gruppen führten zu einer Reduzierung von Vorurteilen und Diskriminierungstendenzen sowie allgemein zur Verbesserung der Intergruppenbeziehungen. Diese Annahme geht auf eine einflussreiche Publikation von Gordon W. Allport zurück, in der auch zentrale Bedingungen dafür genannt werden, dass *intergruppalen Kontakte*

ihre Wirkungen entfalten können: (a) die Möglichkeit, persönliche Beziehungen (Freundschaften) aufzubauen, (b) ein vergleichbarer sozialer Status der Gruppenmitglieder in der Kontaktsituation, (c) gemeinsame soziale Ziele und (d) Kooperation zwischen den Gruppen sowie der unterstützende Einfluss von Autoritäten (z.B. Lehrern) (Allport 1954).

Beispiele von entsprechenden Interventionen, die auf Kontakte und soziale Interaktionen zwischen Mitgliedern unterschiedlicher sozialer Gruppen ausgerichtet sind, reichen von integrativen Schulsystemen über die Nutzung kooperativer Lernmethoden im Schulunterricht bis hin zu Jugendaustauschprogrammen. Tom Pettigrew und Linda Tropp haben in einer viel beachteten Arbeit über 500 weltweit durchgeführte Untersuchungen zur Wirksamkeit derartiger Intergruppenkontakte mit Hilfe eines systematischen Überblicks ausgewertet und zusammengefasst. (Pettigrew/Tropp 2006) Dabei fanden die Autoren einen generell positiven Effekt in einer Größenordnung von einer etwa 20- bis 25-prozentigen Reduktion der Vorurteils- und Diskriminierungsneigung. Dieser Kontakteffekt bestätigte sich in verschiedenen Ländern und Kulturen, bei verschiedenen Gruppen (Ethnie, Behinderte, Homosexuelle) und in verschiedenen Kontaktsettings (Schule, Arbeitsplatz, Freizeit), sodass das Kontaktprinzip wohl als universell gültiges Phänomen anzusehen ist.

Besonders erfolgreich konnten Kontaktinterventionen im schulischen Kontext im Rahmen sogenannter *kooperativer Lernmethoden* eingesetzt werden. Dabei müssen Kinder und Jugendliche unterschiedlicher sozialer Gruppen (zumeist Ethnien) in heterogenen Lerngruppen gemeinsam Aufgaben bearbeiten, wobei das pädagogische Material derart arrangiert wird, dass die Teilnehmer*innen zusammenarbeiten müssen, um eine gute Gesamtleistung zu erzielen. Systematische Wirksamkeitsuntersuchungen kommen für diese Methodik zu sehr positiven Ergebnissen. (Roseth/Johnson/Johnson 2008). So ließen sich nicht nur Vorurteile verringern und die interpersonale Attraktivität in der Klasse im Vergleich zu individuellen und wettbewerbsorientierten Lernstrategien deutlich steigern. Weiterführende Analysen zeigen auch, dass über diese sozialen Effekte hinaus auch ein höheres akademisches Leistungsniveau und höhere subjektive Zufriedenheitseinschätzungen des Unterrichts aus Sicht der beteiligten Schülerinnen und Schüler erreicht werden konnten.

Intergruppenbeziehungen

Eine zweite Gruppe von Interventionen basiert auf der Vermittlung von Informationen über Mitglieder fremder sozialer Gruppen und versucht, bestimmte Normen und Werte im Kontext von Intergruppenbeziehungen zu vermitteln, die mit kultureller Vielfalt, Toleranz oder allgemeinen Menschenrechten zu tun haben. In den Interventionen soll dann entweder eine Aufweichung oder Differenzierung der unterscheidenden Gruppenmerkmale durch sogenannte *Dekategorisierung* (z.B. die soziale Kategorie wird als unbedeutend etikettiert – im Sinne von: »Die Hautfarbe ist nicht wichtig, es kommt allein auf die menschliche Werte an«), *Kreuzkategorisierung* oder *multiple Klassifikation* (»Wir alle gehören vielen sozialen Gruppen an« oder »Jeder von uns ist irgendwo auf der Welt Ausländer«) oder aber die Schaffung einer gemeinsamen, inklusiven Kategorie im Sinne von: »Wir sind alle Menschen« erreicht werden.

Auch für diese Gruppe von Interventionen lassen sich zahlreiche Programme nennen: Sogenannte *Diversity-Trainings* oder *inter- und multikulturelle Trainingsprogramme* versuchen, über Informationen zur Vielfalt menschlicher Kulturen ein grundlegendes Verständnis von Andersartigkeit zu erreichen, um damit die Toleranz gegenüber Mitgliedern anderer Ethnien oder anderer kultureller und religiöser Gruppen zu erhöhen. Stärker politisch motiviert sind *Antirassismusprogramme*, deren Ziel es ist, schwerere Formen der Abwertung von Menschen anderer sozialer Gruppen zu reduzieren und zu vermeiden. Zumeist verwenden diese Maßnahmen Informationen über historische Beispiele gravierender Menschenrechtsverletzungen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wie etwa den Holocaust, und versuchen, über die politischen und gesellschaftlichen Hintergründe dieser Ereignisse zu informieren. Dabei sind fließende Übergänge zu politischen Bildungsprogrammen festzustellen, die der Vermittlung demokratischer oder humanitärer Werte dienen.

Zur Wirksamkeit inter- und multikultureller Trainingsprogramme sowie Antirassismus-Programme liegen ebenfalls weitgehend positive Erfolgsbilanzen vor (Stephan/Vogt 2004). Einschränkend gilt es allerdings festzuhalten, dass die Anzahl qualitativ hochwertiger Evaluationsstudien hier sehr gering ist und die Ergebnisse insbesondere im deutschen Sprachraum einen geringen Bewährungsgrad aufweisen. Zudem wird bei diesen Programmen oft nicht deutlich, ob sie

in der Lage sind, z. B. auch Risikogruppen mit bereits ausgeprägten Vorurteilmustern (z. B. Jugendliche mit Kontakt zu rechtsextremen Gruppierungen) zu erreichen und erfolgreich zu beeinflussen. Oftmals werden *informationsbasierte Interventionen* auch über Medien und im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit (z. B. durch Aufklärungskampagnen) umgesetzt. Ziel ist einerseits die möglichst weite Verbreitung von Informationen etwa zu diskriminierten sozialen Gruppen oder zu sozialen und politischen Missständen. Andererseits soll die Nutzung von Filmen, Plakaten, Fernsehsendungen, Filmspots und Kulturveranstaltungen auch mit einer erhöhten Ansprechbarkeit der Zielgruppe einhergehen und das Problembewusstsein in der Gesellschaft wie in der Öffentlichkeit schärfen.

Leider ist die Datenlage zur Wirksamkeit solcher Angebote trotz ihrer besonderen Beliebtheit insgesamt ausgesprochen dürrig. Analysen zu *Aufklärungskampagnen* weisen z. B. darauf hin, dass neben positiven Wirkungen auch unerwünschte Effekte (d. h. eine zunehmende Vorurteilsneigung) durch Sensibilisierungs- und Bedrohungseffekte auftreten können (Vrij/Smith 1999). Dies sind bedeutsame Gefahren, weil etwa Aufklärungskampagnen per definitionem Breitenwirkungen entfalten, die im Falle von Nebenwirkungen eben auch beträchtlich sein können. So ist beispielsweise vorstellbar, dass durch massenhaftes Verbreiten von Plakaten mit multikulturellen Inhalten die Wahrnehmung einer Bedrohung durch Migranten in bestimmten Bevölkerungsgruppen sogar noch geschürt werden kann (Fritsche/Fischer 2009). Hier scheinen offenbar differenzierte Überlegungen (z. B. eine Analyse der involvierten affektiven Prozesse etwa zum Ausmaß des Bedrohungsempfindens) notwendig zu sein, um gegenteilige Wirkungen durch Aufklärungskampagnen – wie durch Öffentlichkeitsarbeit insgesamt – zu vermeiden.

Kompetenzförderung

Eine dritte, sehr heterogene Gruppe von Interventionen setzt nicht auf intergrupale Kontakte oder Informationen zu sozialen Gruppen, sondern auf das *Einüben und die Förderung individueller Kompetenzen*, die systematische Zusammenhänge zu sozialen Einstellungen aufweisen. Gemeint sind etwa Programme zur Verbesserung kognitiver Fertigkeiten, Trainings in sozialer Perspektivenübernahme und Empathie sowie die Förderung der moralischen Entwicklung, der

Konfliktbewältigung oder der Zivilcourage (Beelmann/Heinemann/Saur 2009). Neuere Programme versuchen, unterschiedliche Ansätze zu kombinieren, haben beispielsweise ein derartiges Präventionsprogramm für das Grundschulalter entwickelt (Beelmann/Saur/Ziegler 2010). Das Programm zur Förderung von Akzeptanz, Respekt, Toleranz und sozialer Kompetenz (PARTS) umfasst 15 Sitzungen, die über acht Wochen im Klassenverband durchgeführt werden. Es besteht aus drei Trainingsbereichen, die sich auf das Lesen und Bearbeiten stellvertretender Kontaktgeschichten, die Vermittlung interkulturellen Wissens und die Förderung bedeutsamer kognitiver und sozial-kognitiver Kompetenzen beziehen.

Derartige Trainingsprogramme zur Förderung individueller Kompetenzen werden erst seit einigen Jahren zur Vorurteilsreduktion und Toleranzförderung eingesetzt. In einer jüngst fertig gestellten Überblicksarbeit über diese Interventionsstrategie bei Kindern und Jugendlichen haben wir die Ergebnisse von insgesamt 94 kontrollierten Wirksamkeitsuntersuchungen zusammengefasst (Beelmann/Heinemann 2011). Dabei befasste sich der Großteil der Untersuchungen mit Vorurteilen gegenüber ethnischen Gruppen (58,5 %) und behinderten Menschen (30,9 %). Aus unseren Analysen ergab sich eine signifikante Wirkung dieser Programme auf die Reduktion von Vorurteilen, die allerdings unter jener von Kontaktprogrammen lag. Ein Nachteil von Kontaktprogrammen ist jedoch der Umstand, dass sie in zahlreichen sozialen Kontexten nur schwer zu realisieren sind, weil z. B. Mitglieder einer entsprechenden Fremdgruppe nicht zur Verfügung stehen oder die relevanten Kontaktbedingungen (s. o.) nicht ohne weiteres herzustellen sind. Vor diesem Hintergrund bieten die skizzierten Trainingsprogramme gute Möglichkeiten, da sie in der Regel ohne größeren Aufwand in Schulen einsetzbar sind.

Insgesamt steht die Forschung zur Entwicklung und Prävention von Vorurteilen und diskriminierendem Verhalten erst am Anfang. Vor allem über die Entstehung hoch problematischer Einstellungsmuster – etwa rechtsextremes Gedankengut und sogenannte Hass-Kriminalität – wissen wir heute noch zu wenig, um diesen Erscheinungen rechtzeitig und wirksam vorbeugen zu können. Die bisherige Forschung zeigt aber sehr deutlich, dass Prävention sowohl möglich als auch nötig ist.



LITERATUR

Allport, G.W. 1954 | *The Nature of Prejudice*. | Cambridge.
Beelmann, A./Heinemann, K.S. 2014 | *The Prevention of Prejudice and the Improvement of Intergroup Attitudes: A Meta-Analysis of Psychological and Educational Training Programs with Children and Adolescents*. | *Journal of Applied Developmental Psychology*, 35: 10-24.
Beelmann, A./Heinemann, K.S./Saur, M. 2009 | *Interventionen zur Prävention von Vorurteilen und Diskriminierung*. | In: *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*. | Wiesbaden: 435-461.
Beelmann, A./Raabe T. 2007 | *Dissoziales Verhalten bei Kindern und Jugendlichen. Erscheinungsformen, Entwicklung, Prävention und Intervention*. | Göttingen.
Beelmann, A./Saur, M./Ziegler, P. 2010 | *Thüringer Studie zur Vorurteilsprävention und Toleranzentwicklung*. | Institut für Psychologie, Friedrich Schiller-Universität Jena.
Brown, R. 2010 | *Prejudice: It's Social Psychology*. | Chichester.
Fritsche, I./Fischer P. 2009 | *Terroristische Bedrohung und soziale Intoleranz*. | In: Beelmann, A./Jonas K. J. (Hg.) *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*. | Wiesbaden: 303-318.

Oskamp, S. 2000 (Hg.) | *Reducing Prejudice and Discrimination*. | Mahwah.
Paluck, E. L. / Green, D. P. 2009 | *Prejudice Reduction: What Works? A Review and Assessment of Research and Practice*. | In: *Annual Review of Psychology*: 60: 339-367.
Raabe, T. / Beelmann A. 2009 | *Entwicklungspsychologische Grundlagen*. | In: Beelmann, A./Jonas K. J. (Hg.) *Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven*. | Wiesbaden: 113-135.
Pettigrew, T. F. / Tropp, L. 2006 | *A Meta-Analytic Test of Intergroup Contact Theory*. | In: *Journal of Personality and Social Psychology* 90: 751-783.
Roseth, C. J. / Johnson, D.W. / Johnson, R.T. | *Promoting Early Adolescents' Achievement and Peer Relationships: The Effects of Cooperative, Competitive, and Individualistic Goal Structures*. | In: *Psychological Bulletin* 134: 223-246.
Rothermund, K. / Mayer, A.K. 2010 | *Altersdiskriminierung. Erscheinungsformen, Erklärungen und Interventionsansätze*. | Stuttgart.
Stephan, W.G. / Stephan C.W. 2001 | *Improving Intergroup Relations*. | Thousand Oaks.
Stephan, W.G. / Vogt, W.P. 2004 (Hg.) | *Education Programs for Improving Intergroup Relations*. | New York.

Vrij, A. / Smith, B.J. 1999 | *Reducing Ethnic Prejudice by Public Campaigns: An Evaluation of a Present and a New Campaign*. | In: *Journal of Community and Applied Social Psychology*: 195-215.

Antisemitismus als Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit

Einfallstore und Schutzwälle

VON

Andreas Zick

EINFÜHRUNG

Der folgende Beitrag versucht, Auskunft über zentrale Hintergründe von Vorurteilen zu geben und ein Zwischenresümee aus unserer Langzeitstudie »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« zu ziehen. Seit dem Jahr 2002 beobachten wir unterschiedliche Vorurteile, die wir als Elemente dieser Menschenfeindlichkeit verstehen. Der Beitrag versucht, Facetten dieser auf Gruppen bezogenen Menschenfeindlichkeit sowie wichtige Ursachen und Konsequenzen von Vorurteilen zu skizzieren. Antisemitismus rückt dabei in den Vordergrund, da er sich allzu oft als Menschenfeindlichkeit *par excellence* erweist.

Die Analyse ist mehr oder minder essayistisch, wobei hinter den Aussagen belastbare Fakten und Theorien stecken, die wir z. B. in der Reihe »Deutsche Zustände« (Suhrkamp) veröffentlichen.¹ Dies geschieht hier auch mehr aus der Perspektive der Sozialpsychologie. Mit dem Blick auf das Individuum richtet sich dieser Ansatz auf die Wechselwirkung zwischen Faktoren, die wir als Individuen ›mit uns herumtragen‹, und auf Faktoren, die unsere Lebensumstände prägen. Menschenfeindlichkeit ist meines Erachtens weder eine Charaktereigenschaft noch vollständig auf die Lebensumstände einer Person zurückzuführen. Nicht allein das Sein, aber auch nicht allein das Bewusstsein erzeugt das Vorurteil. Sie tun es beide. Aber beginnen wir von vorne.

VOM STEREOTYP ZUM VORURTEIL

Immer dann, wenn die Gleichwertigkeit von Gruppen – oder von Menschen, weil sie Mitglieder bestimmter Gruppen sind – in Frage gestellt wird, können sich Vorurteile entwickeln. Das Vorurteil mag die Ungleichwertigkeit und legitimiert sie, denn letztendlich dient das Vorurteil der Diskriminierung, das heißt einer Ungleichbehandlung von Menschen und Gruppen, nur weil sie einer ›anderen‹ Gruppe angehören. Der Antisemitismus ist als Vorurteil zu verstehen, aber auch er wird dann angenommen und zum Ausdruck gebracht, wenn Gruppen wie Juden oder das Judentum, ›nur weil sie solche sind‹, abgewertet, ausgegrenzt und ungleich behandelt werden sollen.

Vorurteile wie der Antisemitismus beruhen auf Stereotypen. Mit Stereotypen bezeichnen wir zunächst nur Zuschreibungen von Merkmalen zu einer Person. Sie können positiv und negativ sein. Nach dem Stereotypen-Inhalts-Modell von Susan Fiske und Kollegen lassen sich Menschen von zwei wesentlichen Dimensionen leiten: Wärme und Kompetenz. Wir betrachten andere Gruppen als mehr oder weniger ›warm oder kalt‹ und als mehr oder weniger ›kompetent‹. ›Juden‹, soweit wir hier von einer Gruppe sprechen können, werden von vielen Nichtjuden als ›kalt und kompetent‹ betrachtet. Stereotype sind allerdings noch keine Vorurteile. Letztere beinhalten eine Wertung. Beim Antisemitismus geht es zudem um eine eindeutige Abwertungsdimension.

Stereotype basieren aber auf Mechanismen, die Vorurteilen den Weg bereiten: Zuschreibungen beruhen auf einfachen Kategorisierungen (weil Person x der Gruppe y angehört, muss sie so und so sein), sie verkürzen die Wahrnehmung der Umwelt, weil sie Informationen vereinfachen, und sie funktionieren gut, weil sie unbewusst aktiviert und ausgedrückt werden können. Die Neurowissenschaften zeigen sehr deutlich, dass unsere Informationen über andere Menschen wie ein Netzwerk von Stereotypen organisiert sind. Stereotype teilen auch eine wesentliche Eigenschaft des Vorurteils: Sie orientieren sich an den sozialen Kategorien, den Gruppenzugehörigkeiten von Personen, die wahrgenommen werden. Personen, von denen wir wissen, dass sie zur Gruppe der Juden gehören, werden nach Maßgabe dieser Gruppenmitgliedschaft Merkmale zugeschrieben.

Wir kennen die Stereotype über Gruppen, weil unser Gehirn Prototypen speichert: Juden, Obdachlose, aber auch Männer, Frauen, Professoren sind weit geteilte Prototypen. Es fällt uns nicht schwer, über Juden zu reden, weil wir ähnliche Stereotype teilen. Nehmen wir eine andere Person wahr, dann wird zuerst die einfachste Information aktiviert. Das Stereotyp von Juden ist einfacher zu aktivieren als das historische Wissen um die Geschichte.

Das Vorurteil ist aber nicht einfach mit dem Stereotyp identisch. Das Vorurteil ist motiviert. Es basiert auf ähnlichen kognitiven Prozessen wie das Stereotyp, sucht aber die Bewertung und bedient sich der Ungleichwertigkeit. Vorurteile können positiv sein, wie die kürzlich vergangene WM sehr deutlich gemacht hat, aber in der Forschung und mit dem Blick auf den Antisemitismus interessieren mich hier negative Vorurteile.

Antisemitismus ist ein negatives Vorurteil, das heißt eine einstellungs- oder verhaltensbezogene Abwertung von Juden, jüdischen Symbolen, Einrichtungen etc. Die Abwertung beruht dabei auf der Meinung, Juden oder das Judentum stellten eine Fremdgruppe dar. Antisemitismus ist eine Feindseligkeit gegenüber Juden als Juden, wie Brian Klug bemerkt. Er hat mehr oder minder kognitive, affektive und verhaltensbezogene Komponenten, das bedeutet, der Antisemitismus drückt aus, wie Menschen über Juden denken, welche Gefühle sie gegenüber Juden und dem Judentum hegen und welche Vorstellungen sie davon haben, wie sie sich verhalten sollen. Dabei ist das Vorurteil sozial. Es drückt die Haltung von Menschen als Mitglieder einer Gruppe gegenüber der Gruppe der Juden aus. Die oft gehörte Aussage: »Ich habe ja nichts gegen Ausländer, aber ...«. Das Vorurteil versucht, das negative Bild der Anderen stabil zu halten.

Psychische Überlebenskraft gewinnt das Vorurteil über viele unterschiedliche Mechanismen. Einige wesentliche Mechanismen, die sowohl das Vorurteil als auch seine Ursachen genauer charakterisieren, sollen im Folgenden genannt sein.

Wir kennen die Stereotype über Gruppen, weil unser Gehirn Prototypen speichert. Juden, Obdachlose, aber auch Männer, Frauen, Professoren sind weit geteilte Prototypen. Es fällt uns nicht schwer, über Juden zu reden, weil wir ähnliche Stereotype teilen. Nehmen wir eine andere Person wahr, dann wird zuerst die einfachste Information aktiviert. Das Stereotyp von Juden ist eben einfacher zu aktivieren als das historische Wissen um die Geschichte.

DIE KRAFT DES VORURTEILS

Ein Antisemitismus, der heute noch stark und mächtig ist und im extremsten Fall antisemitische Hasstaten erzeugt, kann sich auf viele Ursachen berufen. Einige davon werden im Folgenden skizziert.

Zum einen gewinnt der Antisemitismus seine Kraft daraus, dass er sich auf die **Historie**, das heißt auf **traditionelle Stereotype** über Juden und das Judentum berufen kann, die im kollektiven Gedächtnis verhaftet sind. Viele rassistische (jüdischer Charakter), politische (jüdische Konspiration), religiöse (Christusmörder) und weltliche (Weltjudentum) Bilder über Juden und das Judentum scheinen Ächtungen und Tabus zu überleben. Es ist erstaunlich, wie sehr die Stereotype über Juden und das Judentum im kollektiven Gedächtnis verhaftet bleiben. Das hängt auch – oder vor allem – damit zusammen, dass mythische und stereotype Bilder immer wieder durch die folgenden Mechanismen hervorgeholt werden können.

Das kollektive Gedächtnis speichert antisemitische Bilder, weil der Antisemitismus **soziale Ursachen** hat, die nicht von individuellen Dispositionen, Emotionen oder Motiven abhängig sind. Unverlässliche Normen, Konformität mit antisemitischen Gruppenmeinungen, mangelnde Toleranz gegenüber ›Fremden‹, eben Wert- und Normvorstellungen in der Umwelt, befördern den Antisemitismus. In dem Maße, in dem der Antisemitismus Gruppen bedient, haben diese Einfluss auf ihre Mitglieder. Auch problematische soziale Lebensverhältnisse (Arbeitslosigkeit, wirtschaftlich prekäre Verhältnisse etc.) können den Antisemitismus und andere Vorurteile befördern, aber solche so genannten makrosozialen Faktoren, die gewissermaßen

[1]

vgl. auch:
www.uni-bielefeld.de/
ikg/zick

Die Motive erklären wichtige Ursachen des Antisemitismus und anderer Vorurteile. In dieser sozialpsychologischen Dynamik unterscheiden sich die Vorurteile nicht, auch wenn sie anders ausgedrückt werden. Aber es sollte nicht vergessen werden, dass der Antisemitismus als Vorurteil in der Regel auf Konsequenzen drängt.

außerhalb von Individuen liegen, sind für das antisemitische Vorurteil weder notwendig noch hinreichend.

Notwendig ist, dass antisemitische Meinungen in der Umwelt **kollektiv geteilt** sowie von Individuen angenommen und reproduziert werden. Das wiederum gelingt meines Erachtens vor allem dann, wenn **fünf zentrale soziale Motive**, die Menschen als Gemeinschaftswesen prägen und uns als soziale Wesen an andere binden, bedient werden. Vorurteile wie der Antisemitismus können das Motiv der *Dazugehörigkeit* erfüllen. Sie schaffen Identität und beliefern Identitäten mit Wert.

Deutlich wird das anhand des häufig erkennbaren Einflusses nationaler Identität (Nationalstolz) auf Vorurteile. Der Antisemitismus ist ein starkes Band für antisemitische Gemeinschaften. Zweitens dient er dazu, mit anderen *Sinn zu teilen* und die Welt zu verstehen. Der Antisemitismus wertet nicht nur ab, sondern er erklärt auch, warum die Welt so beschaffen ist, wie wir sie sehen (möchten). Die jüdische Weltverschwörung bedient das Sinn-Motiv. Drittens befördert er die *Kontrolle* über das Verhalten sowie das Motiv der Macht. Wer das Vorurteil spielt, fühlt sich mächtig und einflussreich. Viertens steigert der Antisemitismus den *Selbstwert*, gerade jenen, den wir aus den Bezugsgruppen schöpfen. Der Antisemitismus befördert das Gefühl, dass ›wir besser sind‹. Fünftens stärkt der Antisemitismus das Vertrauen, bzw. umgekehrt zeigt er an, wem wir misstrauen. Mit dem Antisemitismus wird deutlich gemacht, wem gegenüber *Vertrauen* besteht, und er bringt zum Ausdruck, dass und warum Juden und ihrer Religion zu misstrauen ist.

Die Motive erklären wichtige Ursachen des Antisemitismus und anderer Vorurteile. In dieser sozialpsychologischen Dynamik unterscheiden sich die

Vorurteile nicht, auch wenn sie anders ausgedrückt werden. Aber es sollte nicht vergessen werden, dass der Antisemitismus als Vorurteil in der Regel auf Konsequenzen drängt. Als private Einstellung mag der Antisemitismus auch in Demokratien zu tolerieren sein, aber er drängt darauf, Diskriminierung, Benachteiligung und Ausschluss zu rechtfertigen. Das Vorurteil beruht also auf Funktionen und hat selbst eine. Es will ungleich machen, die Ungleichheit erklären und Ungleichwertigkeit erzeugen und etablieren.

VOM ANTISEMITISMUS ZUR MENSCHENFEINDLICHKEIT

An dieser Stelle wird ein weiterer Mechanismus relevant, der das Vorurteil abschottet und stabil hält. Ein Vorurteil wie der Antisemitismus ist für die Aufklärung umso weniger zugänglich, je stärker es sich mit anderen verbindet. Viele Studien zeigen, wie eng die verschiedenen Vorurteile miteinander verbunden sind. So zeigen zum Beispiel unsere Studien, dass Bundesbürger, die Vorurteile gegenüber Juden haben, mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Vorurteile gegenüber Muslimen, Ausländern, Obdachlosen usw. hegen. Dabei ist jedes Element (Vorurteil) an sich unverwechselbar, neigt aber dazu, Geschlossenheit mit anderen Elementen zu suchen.

Ein wesentliches Charakteristikum von Vorurteilen, das wir erstmalig in der Langzeitstudie *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* ermittelt haben, besteht darin, dass sie – als ein Element unter anderen – in einem Syndrom der *Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit* verbunden sind². Vorbehalte gegenüber Gruppen, die scheinbar ›anders‹ sind, scheinbar von der Norm abweichen, als Konkurrenz wahrgenommen werden, oder einfach ›neu‹ und ›unbekannt‹ sind, können wirksame Elemente des Syndroms werden. Der Antisemitismus gehört als etabliertes Element dazu.

Für Vorurteile hat die Konzeption dieses Syndroms weitreichende Konsequenzen:

Erstens ist die Frage zu stellen, was den Antisemitismus an andere Vorurteile bindet. Durch umfangreiche Datenanalysen konnten wir zeigen, dass vor allem eine *Ideologie der Ungleichwertigkeit* den Kern der Menschenfeindlichkeit ausmacht. Vorurteile wie der Antisemitismus beruhen auf der Auffassung, Hierarchien zwischen Gruppen seien gut und richtig und starke Gruppen müssten schwachen Gruppen übergeordnet sein.

Zweitens kann ein Einflussfaktor, der ein bestimmtes Vorurteil wie den Antisemitismus erklärt, auch *andere Vorurteile erklären und beeinflussen*. Der Neid gegenüber Juden, von dem manche qualitative Studien berichten, hat also auch einen Einfluss auf die Fremdenfeindlichkeit, den Sexismus etc.

Drittens birgt ein Vorurteil gegenüber einer Gruppe auch *Konsequenzen für andere Gruppen*. Der Antisemitismus befördert nicht nur die Wahrscheinlichkeit der Diskriminierung von Juden, sondern auch jene von Muslimen, Frauen, Homosexuellen etc.

Viertens behält natürlich *jedes Vorurteil spezifische Merkmale* und ist in der Qualität und Geschichte nicht einfach mit anderen Vorurteilen gleichzusetzen. Es allerdings ohne den Kontext anderer Vorurteile zu verstehen, würde die empirische Wirklichkeit verkürzen, die in unseren Studien sichtbar wird.

VON DER MENSCHENFEINDLICHKEIT ZUR DISKRIMINIERUNG

Die Vorurteile, die ein *Syndrom der Menschenfeindlichkeit* bilden, können diskriminieren. Sie können andere Menschen, Juden und das Judentum zum Beispiel, benachteiligen und ausschließen. Sie können zur Handlung führen. Das wird sehr deutlich in den politischen Programmen vieler rechtsextrem orientierter Parteien. In Europa haben sich viele Parteien ganz offiziell das Vorurteil ins Stammbuch geschrieben. *Die Union for Europe of the Nations*, die im Europäischen Parlament sitzt, verbreitet offen und mit demokratischer Legitimation Vorurteile. So lange es sich dabei um Einstellungen, Meinungen oder Propaganda handelt, mag das nicht gefährlich wirken, aber unter Umständen schlägt die Einstellung in die Tat um. Erst der letzte *Enar Shadow Report* zeigt zum Beispiel wieder einen Anstieg antisemitischer Gewalttaten zwischen den Jahren 2006 und 2008 in Deutschland, der Russischen Föderation, Großbritannien und der Ukraine; nicht berücksichtigt sind dabei die der Öffentlichkeit verborgen bleibenden Beleidigungen, Beschimpfungen, verhinderten und geheimen Taten.

Das Vorurteil kann solche Verletzungen vorbereiten, aber dazu allein reicht es nur in solchen Situationen, wo Personen automatisch vorurteilsbasiert handeln. Nach Modellen der Einstellungs-Verhaltens-Forschung befördern drei Faktoren die Handlung:

Erstens eine positive soziale Norm, der zufolge das Vorurteil gut ist und es legitim ist, zu handeln. Zweitens die Meinung, dass die Handlung (Straftat) auch ausgeführt werden kann. Drittens, die Ausbildung einer Absicht, eine bestimmte Tat auch wirklich auszuführen.

DIE DYNAMIK DER ELEMENTE

Wie schon bemerkt, weisen Vorurteile wie der Antisemitismus spezifische Muster auf. Sie ergeben sich aus historisch überlieferten Stereotypen und Mythen, die Benachteiligungen legitimieren. Einige anti-judaistische Mythen wurden beispielhaft genannt. Natürlich verändert sich die Syntax und Semantik des Vorurteils. Der mittelalterliche Antisemitismus ist hier und da vielleicht noch anzutreffen, aber er verändert sich unter dem Druck von Gesellschaften, die ihn ächten oder tabuisieren. Der Holocaust, der die Legitimation einer maßlosen Entmenschlichung und Vernichtung von Juden zum Recht erhoben hatte, hat eine starke Gegennorm befördert, an der sich die Demokratie in Deutschland messen lässt.

Auf normative Kräfte reagieren aber auch Antisemiten und ihre Ideologien und versuchen sie explizit zu umgehen. Das tun aber auch Menschen, die der Norm entsprechen wollen, wenn sie ablehnende Gefühle gegenüber Juden haben. Die Ambivalenz erhöht die Neigung, Vorurteile zu verstecken und sie auf Umwegen doch zu kommunizieren. Das Vorurteil kann sich subtil verstecken und/oder sich so in Meinungen einkleiden, dass es als solches nicht erkennbar ist.

Der so genannte neue, oder moderne Antisemitismus ist ein Paradebeispiel. Im Jahr 2004 konnten wir in einer Umfrage **vier wesentliche Facetten eines transformierten Antisemitismus** identifizieren:

Erstens den *sekundären Antisemitismus* (Bergmann/Erb), der die Verbrechen an Juden in Frage stellt, die Taten verharmlost und den Schlussstrich unter die Vergangenheit propagiert. Er verdreht Täter und Opfer so, dass die Diskriminierung der Opfer legitim erscheint.

Zweitens ist der *auf Israel bezogene Antisemitismus* zu nennen, der die Kritik an der Politik des Staates Israel auf Juden überträgt und kollektiv Juden für das in Haftung nimmt, was im Konflikt Israels mit seinen Nachbarn geschieht. Hier ist relevant, dass politische Kritik nicht auch auf andere Länder bezogen wird.

[2] vgl. unsere Jahresberichte über die Studie »Deutsche Zustände« im Suhrkamp-Verlag

Drittens gibt es den *separatistischen Antisemitismus*, der nicht direkt gegen Juden gerichtet ist, ihnen aber mangelnde Loyalität unterstellt und so Juden im Land als Randgruppe stigmatisiert.

Viertens begegnet schließlich eine *NS-vergleichende Kritik an Israel*, die eine Parallele zwischen der israelischen Politik und der Vernichtung von Juden zieht und sich der Termini zur Beschreibung der Taten der Nationalsozialisten bedient, um die ›jüdische Israelpolitik‹ moralisch abzuwerten.

[3] Diese transformierten antisemitischen Vorurteile, die aus einem traditionellen Antisemitismus entspringen, der heute offen und normativ nicht angemessen erscheint, nehmen nicht nur unterschiedliche Ausdrucksformen an, sondern sind auch mehr oder minder stark verbreitet und variieren über die Jahre.

Prozente für das Jahr 2004

[4] Genauere Daten sind in der Reihe »Deutsche Zustände«, Suhrkamp-Verlag, zu finden.

Während der offene Antisemitismus mit ca. 10–15% relativ stabil gering verbreitet ist, ist der Zuspruch zu Meinungen des sekundären Antisemitismus mit über 50% sehr hoch, gefolgt von der NS-vergleichenden Israelkritik (ca. 47%), dem separatistischen Antisemitismus (ca. 42%) und der antisemitischen Kritik an Israel (ca. 26%).³ Es ist natürlich auch möglich, Israel für die Palästinalpolitik ohne antisemitische Anleihen zu kritisieren. Das scheint aber in unseren Umfragen einer repräsentativen Stichprobe befragter Bundesbürger nur wenigen zu gelingen (ca. 18%). Anders formuliert: Es ist schwer, bei der Beurteilung der Politik Israels und der Besetzung im Westjordanland sowie im Gazastreifen gerade jene Vorurteile zu vermeiden, die zu den modernen Facetten des Antisemitismus zählen. Möglich ist es trotzdem. Aber, Achtung! Nicht jede und nicht jeder ist anfällig. Viele Bürger*innen sind nicht anfällig dafür, Juden und das Judentum und andere Gruppen abzuwerten und zu diskriminieren, andere öffnen sich dagegen weiter antisemitischer Propaganda und Hetze.

EINFALLSTORE

Betrachten wir die Ergebnisse unserer bisherigen Forschungen zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, dann lässt sich eine Reihe von Faktoren ausmachen, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, antisemitischen Meinungen und anderen Formen der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit zuzustimmen. Ich verzichte hier auf die genaue Darstellung empirischer Zahlen, sondern skizziere einige wichtige Ergebnisse.⁴ Die Skizze soll auch dazu dienen, Diskussionen

in Gang zu setzen, da der Platz hier nicht für umfangreiche Erklärungen reichen wird. Es gilt zudem zu beachten, dass wir für viele Beobachtungen keine hinreichenden Erklärungen haben.

Zunächst beobachten wird mit Blick auf **demographische Gruppen**:

Die Neigung zum Antisemitismus steigt mit dem Lebensalter. Traditionelle wie auch transformierte Formen des Antisemitismus sind unter den 50-jährigen und älteren Befragten stets stärker ausgeprägt. Der Antisemitismus wird also nicht nur vererbt, sondern verstärkt sich mit dem Alter. Der Effekt verstärkt sich, wenn wir die Faktoren Geschlecht und Bildung kontrollieren.

Menschen mit geringer formaler Schulbildung sind durchweg in jedem Lebensalter anfälliger für antisemitische Äußerungen.

Männer sind anfälliger für einen traditionell offenen und sekundären Antisemitismus als Frauen, aber der Unterschied verschwindet mit Bezug auf die israelkritische Variante des Antisemitismus.

Ost- und westdeutsche Befragte haben sich zwischen 2002 und 2010 angenähert.

Als besonders antisemitisch erweisen sich Personen christlicher Prägung, die sich als ›eher religiös‹ bezeichnen; das gilt für die Mehrzahl der Befragten. Andere, auch jene, die ›sehr religiös‹ sind, stimmen antisemitischen Äußerungen weniger häufig zu.

Mit Blick auf die politische Verortung der von uns repräsentativ Befragten zeigt sich in den Jahren 2002 bis 2010:

Menschen, die ihre politische Orientierung ›genauer in der Mitte‹ oder ›rechts‹ verorten, stimmen antisemitischen Äußerungen stärker zu als jene, die sich ›links‹ verorten. Auch hier schwindet der Unterschied in Bezug auf die israelkritische Variante des Antisemitismus.

Antisemitismus ist zwar unter konservativen Befragten und jenen, die konservative Parteien bevorzugen, am stärksten ausgeprägt, aber auch die sogenannte Mitte ist anfällig; sie ist schwer bestimmbar, aber die Mehrzahl an Personen versteht sich als ›Mitte‹. Antisemitismus ist also auch als Phänomen der Mitte der Gesellschaft zu diskutieren.

Der Antisemitismus ist auch ein Element, das sich eng an politische Meinungen heftet – vor allem an

fremdenfeindliche Einstellungen, die Ablehnung von Immigration sowie autoritäre Überzeugungen, denen zufolge Gehorsam und Strafe Leitmotiv des Umgangs mit anderen sein sollen. Antisemitismus ist ein Kernelement des Rechtspopulismus. Nicht nur der Rechtsextremismus, der zur Gewalt neigt, sondern auch der Rechtspopulismus bedarf antisemitischer Meinungen und bedient diese.

Die eigene **politische Position ist aber nicht allein ausschlaggebend**.

Wir haben beobachtet, dass selbst Menschen, die nicht rechtsextreme, oder -populistische Parteien präferieren, antisemitischen Äußerungen eher zustimmen, wenn es Rechtsextremen in ihrer Lebensumwelt gelingt, in die lokalen und föderalen Parlamente zu kommen. Verschiebt sich die Stimmung in der Umwelt, hat das Konsequenzen. Der Rechtsextremismus und -populismus scheint also Normen gegen die Menschenfeindlichkeit zumindest ›ankratzen‹ zu können, unabhängig davon, ob die eigene Einstellung demokratisch ist oder nicht.

Der Populismus ist gefährlich, weil er auf einen weiteren Faktor zugreifen kann. Unsere Daten zeigen, dass das Empfinden politischer Ohnmacht den Antisemitismus wahrscheinlicher macht. Dieses Empfinden ist in der Bevölkerung stark verbreitet.

Weitere **soziale Ursachen**, die Menschen als Mitglieder von gesellschaftlichen Gruppen beschreiben, erklären einen großen Teil antisemitischer Meinungen. Gerade in Zeiten der Wirtschafts- und Finanzkrise haben Lebensumstände eine größere Bedeutung. Unsere Ergebnisse zeichnen daher folgendes Bild.

Menschen, die in wirtschaftlich ›abwärtsdriftenden‹ Regionen leben, also in einer Umwelt, die weniger Möglichkeiten für eine stabile Lebenssicherung bietet, neigen eher zum Antisemitismus als Menschen, die in Regionen leben, denen es besser geht. Das Leben in einer Krisenregion reicht natürlich nicht, um Antisemiten zu produzieren, erhöht aber die Wahrscheinlichkeit, die kritischen Umstände spezifischen Gruppen zuzuschreiben.

Sind Menschen der Meinung, dass sie von prekären Wirtschafts- und Lebensumständen bedroht sind, und identifizieren sie sich mit einer Gruppe, die dieses Schicksal teilt, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Gleichwertigkeit von Gruppen in Fra-

gen stellen. Damit erhöht sich zugleich die Wahrscheinlichkeit, dass andere Menschen als Sündenböcke für das kollektive Schicksal verantwortlich gemacht und abgewertet werden.

Ein überzogener Nationalstolz, der das Motiv der Selbst-Bewertung (siehe oben) bedient, geht in der Regel mit einem stärkeren Antisemitismus einher.

Fragen wir danach, welche **individuellen Vor-Einstellungen (Dispositionen)** Menschen dafür anfällig machen, antisemitischen Äußerungen eher zuzustimmen, dann zeigt unser Projekt zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit folgende Aspekte.

Wer autoritär orientiert ist und autoritären Gehorsam für sich und andere einfordert, auch in der aggressiven Variante der Law-and-Order-Haltung gegen Außenseiter, ist eher antisemitisch eingestellt. Der Autoritarismus gebiert Antisemitismus.

Aber auch eine Orientierung zur Dominanz führt zu antisemitischen Einstellungen. Menschen, die der Meinung sind, die Ungleichwertigkeit gesellschaftlicher Gruppen (oben – unten) sei gut und sinnvoll und Gruppen, die auf der sozialen Leiter unten stehen, stünden dort zu Recht, neigen eher zu einer Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, die den Antisemitismus einschließt.

SCHUTZWÄLLE (STATT EINES FAZITS)

War der Blick bislang auf Faktoren und Prozesse gerichtet, die den Antisemitismus und andere Facetten der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit hervorrufen, möchte ich am Ende statt eines Fazits oder weiterer Schlussfolgerungen Faktoren beschreiben, die Menschen vor antisemitischen Einstellungen und einer Beeinflussung durch antisemitische Umwelten schützen.

Wir können dazu nur zum Teil einfach die Vorzeichen der Ursachen umkehren, um Schutzfaktoren auszumachen – etwa in dem Sinne: wenn mangelnde Bildung, oder Autoritarismus anfällig machen, dann nützt das Gegenteil, also mehr Bildung und Unangepasstheit. Betrachtet man die Forschung, die explizit zur Frage der Reduktion von Vorurteilen und dem Antisemitismus durchgeführt wird, und unsere Forschungsergebnisse, dann sollten hier drei zentrale Mechanismen als Schutzwall gegen den Antisemitismus hervorgehoben werden.

Erstens sprechen die Ergebnisse der Forschung stark dafür, dass *Begegnungen zwischen Gruppen*, die sich als fremd oder kulturell different wahrnehmen, die gegenseitigen Vorurteile reduzieren. Die Forschung zur so genannten Kontakthypothese zeigt das sehr deutlich. Bestimmte Bedingungen des Kontaktes, wie etwa, dass der Kontakt durch ein gemeinsames Interesse geleitet sein oder gemeinsame Identitäten kenntlich machen soll, helfen, doch bereits der Kontakt an sich ist hilfreich. Wer also über positive Kontakte zu Juden verfügt, der/die hat einen Schutzfaktor mehr. Mehr noch, die moderne Kontaktforschung zeigt sogar, dass Personen nicht direkt Kontakte haben müssen. Jemanden zu kennen, der oder die Kontakte hat, oder freundliche Kontakte in Medien zu beobachten, kann auch Vorurteile reduzieren. Hier mangelt es noch an konkreten Forschungen mit Blick auf den Antisemitismus, aber vorliegende Studien sprechen dafür, Kontakte zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bürgern zu fördern. **Zweitens** zeigen unsere Daten in Deutschland und Europa sehr klar, dass Menschen, die die kulturelle Vielfalt und religiöse Unterschiedlichkeit in einem Land positiv und als Bereicherung empfinden, bei allen Differenzen gut geschützt gegen Vorurteile sind. So genannte *Diversity-Überzeugungen* gedeihen da, wo Vielfalt zum Bestandteil des

alltäglichen Lebens wird. Die viel zitierte These von der ›Überfremdung‹ hat sich wissenschaftlich nie als richtig erwiesen. Das heißt nicht, dass Vielfalt in der täglichen Begegnung einfach ist. Aber sie schützt vor einer Feindseligkeit, die Konflikte wahrscheinlich macht und rechtfertigt.

Drittens schützt ein Faktor, der gleich zu Beginn genannt wurde. Wir haben bei den Analysen des Syndroms der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit festgestellt, dass Menschen, die aus einer Ideologie der Ungleichwertigkeit auf die Welt sehen und Menschen und Gruppen als ungleichwertig beurteilen und das richtig finden, für alle Facetten der Menschenfeindlichkeit anfällig sind. Reden wir also über den Antisemitismus und die Wege und Pfade, um ihn zu begrenzen oder sogar zu bekämpfen, dann muss auch die Rede davon sein, wie *Gleichwertigkeit zwischen Gruppen* gefördert, etabliert und gesichert werden kann.



LITERATUR

Beelmann, A./Jonas, K. (Hg.) 2009 | *Diskriminierung und Toleranz: Psychologische Grundlagen und Anwendungsaspekte.* | Wiesbaden.
Petersen, L.E./Six, B. (Hg.) 2008 | *Stereotype, Vorurteile und Diskriminierung: Theorien, Befunde und Interventionen.* | Weinheim.
Zick, A. 2004 | *Soziale Einstellungen.* | In: G. Sommer, G./Fuchs, A. (Hg.) *Krieg und Frieden: Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie.* | Weinheim: 129-142.

Zick, A./Wolf, C./Küpper, B./Davidov, E./Schmidt, P./Heitmeyer, W. 2008 | *The Syndrome of Group-focused Enmity. The Interrelation of Prejudices tested with Multiple Cross-sectional and Panel Data.* | *Journal of Social Issues*, 64: 363-383.
Zick, A. 1997 | *Vorurteile und Rassismus – eine sozialpsychologische Analyse.* | Münster.



Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland

Bericht aus einem zehnjährigen Langzeitprojekt

VON

Beate Küpper

ABWERTENDE EINSTELLUNGEN GEGENÜBER SCHWACHEN GRUPPEN ALS LEGITIMIERENDE MYTHEN

»Es leben zu viele Ausländer in Deutschland« – fast die Hälfte aller Deutschen stimmte im Jahr 2011 dieser Aussage eher oder voll und ganz zu. Diese Zahl ist hoch, wenngleich die hier ausgedrückte Fremdenfeindlichkeit in den vergangenen zehn Jahren etwas zurückgegangen ist. Wie die Forschung zeigt, nimmt der Eindruck von »zu vielen Ausländern« in einer Region nicht etwa mit der tatsächlichen Anzahl von Einwander*innen zu – im Gegenteil. Dort, wo die Einwanderungsquote hoch ist (dies ist vor allem in den westdeutschen Ballungsräumen und in Berlin der Fall), ist die Ablehnung von Einwander*innen seitens der alteingesessenen Bevölkerung deutlich geringer. Dort, wo kaum Einwanderer leben (auf dem Land und insbesondere in kleinen Gemeinden in den ostdeutschen Bundesländern), ist die Abneigung gegenüber »Fremden« deutlich größer.

Ablehnende und abwertende Einstellungen gegenüber Einwander*innen, aber auch gegenüber vielen anderen Adressatengruppen, lassen sich als *legitimierende Mythen* charakterisieren, die soziale Hierarchien zwischen Alteingesessenen und Einwander*innen oder – allgemein ausgedrückt – zwischen Statushöheren und Statusniedrigeren erklären und rechtfertigen. Sie dienen letztlich dazu, bestehende eigene Privilegi-

en abzusichern, die Angehörige statushöherer Gruppen dank der bestehenden Hierarchien genießen. Wir bezeichnen Adressatengruppen von Vorurteilen und Diskriminierung daher auch als »schwache« Gruppen. »Schwach« sind sie gemessen an ihrer Möglichkeit zur gleichberechtigten sozialen, ökonomischen und politischen Teilhabe in unserer Gesellschaft; in vielen Fällen spiegelt sich dies auch in einer vergleichsweise schlechteren finanziellen Lage wider.

DYNAMIK, FACETTEN UND MOTIVE VON »GRUPPENBEZOGENER MENSCHENFEINDLICHKEIT«¹

Abwertende Einstellungen gegenüber Gruppen bzw. Personen aufgrund der ihnen zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit werden in der Sozialpsychologie als *Vorurteile* bezeichnet (Allport 1954). Dabei ist es unerheblich, ob eine Person einer sozialen, ethnischen, kulturellen oder religiösen Gruppe tatsächlich angehört oder nicht – es kommt vornehmlich auf die Wahrnehmung an. Die Bezeichnung »Ausländer« für alle Menschen, die anhand physischer Marker als »fremd« eingestuft werden, ist dafür ein Beispiel. Anhand welcher Merkmale Personen in »wir« und »die« kategorisiert und gegebenenfalls abgewertet werden, variiert je nach kulturellem, zeitlichem und situativem Kontext. Schlummernde Vorurteile gegenüber spezifischen Gruppen können reaktiviert werden und

in offene Diskriminierung umschlagen. Derzeit lässt sich in Deutschland und vielen anderen westeuropäischen Ländern eine neu entdeckte Islamfeindlichkeit beobachten, die sich zugleich uralter Stereotype des säbelschwingenden und frauenbedrohenden Sarazenen bedient.

Gruppenbezogene Feindseligkeit ist selbstverständlich nicht auf Deutschland und auch nicht auf eine jeweilige Mehrheit in einem Land begrenzt. Wer selbst Opfer von Vorurteilen ist, ist leider nicht davor gefeit, selbst andere Menschen aufgrund ihrer zugewiesenen Gruppenzugehörigkeit abzuwerten. Vorurteile sind sozial geteilt. Als legitimierende Mythen werden sie von allen Mitgliedern einer Gesellschaft gelernt und mehr oder weniger internalisiert oder »geglaubt«. So vertreten auch beispielsweise viele Frauen sexistische Ansichten oder glauben, im Vergleich zu Männern über eine besondere »emotionale Intelligenz« zu verfügen. In der Konsequenz führt dieser sozial geteilte »Glaube« dann allerdings dazu, dass zum Beispiel Führungspositionen, die rationale Entscheidungen verlangen, lieber nicht mit Frauen besetzt werden.

Vorurteile können offen und unverkleidet geäußert werden, wenn etwa Eingewanderten unterstellt wird, nicht arbeiten und die Sozialsysteme ausnutzen zu wollen. Sie können aber auch subtil und versteckt kommuniziert werden, etwa in höflicheren Varianten von negativen Stereotypen wie der Unterstellung, Migrant*innen »seien nicht so leistungsstark«. Sie äußern sich zudem in der übertriebenen Vermutung vermeintlich sehr großer und unüberwindbarer kultureller Unterschiede, wie z. B. der Annahme, Muslim*innen verträten ganz andere Werte. 76 % der Deutschen meinten 2008: »Die muslimischen Ansichten über Frauen widersprechen unseren Werten.« Im selben Atemzug forderten aber auch 53 % derselben Befragten, »Frauen sollten ihre Rolle als Ehefrau und Mutter ernst nehmen« und unterstützen damit eine traditionelle Rollenverteilung zu Lasten von Frauen.² Neben ihrer Rolle als legitimierende Mythen vermitteln Vorurteile aber auch Identität und ein »Wir-Gefühl«, das sich umso besser anfühlt, wenn »die Anderen« abgewertet werden. Zudem bieten Vorurteile vermeintliches Wissen, gerade dort, wo Faktenwissen fehlt, etwa, weil jemand kaum Kontakt zu Eingewanderten, jüdischen und muslimischen Menschen hat. Das *stereotypenbasierte Wissen* steuert dann unsere Wahrnehmung in realen Situationen oder unsere Auswahl von Medienberichten. Als »kognitive Geizkragen« nehmen Menschen vor allem das wahr, was zu ihrem bereits vorhandenen Wissen passt, Unpassendes wird so lange wie möglich ausgeblendet.³

Dieses vorurteilslastige Wissen bietet uns zudem Kontrolle, weil wir damit Verhalten abschätzen und prognostizieren können. Gehen wir damit auf »die Anderen« zu, indem wir ihnen beispielsweise eine »mangelnde Integrationsbereitschaft« unterstellen, zwingen wir sie zum Handeln. Vorurteile haben somit nicht nur eine Diskriminierung zur Folge, die psychi-

sche und physische Belastungen für die Betroffenen bedeutet, sondern auch eine Selbst-Anpassung an diese Vorurteile. Wem ständig vorgeworfen wird, sich nicht anpassen zu wollen, und wer, unabhängig davon wie sehr er oder sie sich anstrengt, doch immer noch wegen seines oder ihres Aussehens oder Namens dem Verdacht der Integrationsunwilligkeit ausgesetzt ist und auf Schwierigkeiten stößt, der gibt irgendwann auf und wendet sich tatsächlich ab.

Vorurteile gegenüber unterschiedlichen Gruppen werden im dem gleichnamigen Projekt, aus dem hier berichtet wird, mit dem Sammelbegriff *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* bezeichnet. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Vorurteile gegenüber einer Gruppe, wie etwa Eingewanderten, häufig nicht allein auftreten. Bereits Gordon Allport, der Vater der modernen Vorurteilsforschung, konstatierte: »one of the facts of which we are most certain is that people who reject one out-group will tend to reject other out-groups. If a person is anti-Jewish, he is likely to be anti-catholic, anti-negro, anti any out-group« (Allport 1954, 68). Ein gemeinsamer Kern abwertender Einstellungen gegenüber Schwarzen, Juden, Muslimen, Frauen, homosexuellen und behinderten Menschen sowie vielen anderen markierten Gruppen besteht in einer *generalisierten Ideologie der Ungleichwertigkeit*. Wer ganz allgemein soziale Hierarchien zwischen oben und unten gutheißt, der tendiert auch eher zur Abwertung spezifischer Gruppen. Dieses Zusammenspiel von Vorurteilen, das sich empirisch bestätigen lässt (Pettigrew/Zick et al. 2008), bezeichnet Heitmeyer (2002) als *Syndrom der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit*.

DAS PROJEKT »GRUPPENBEZOGENE MENSCHENFEINDLICHKEIT«

Über den Zeitraum von zehn Jahren (2002–2011) wurde das Ausmaß und die Ursachen von Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit in Deutschland im gleichnamigen Projekt am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld untersucht.⁴ Jährlich wurde eine repräsentative Stichprobe der deutschen Bevölkerung von 2000 Personen ab 16 Jahren telefonisch zu ihren Einstellungen gegenüber schwachen Gruppen und vielen anderen gesellschaftspolitischen Themen befragt (Befragung durch tns Infratest). In einem interdisziplinären Graduiertenkolleg untersuchten Doktorandinnen und Doktoranden zudem ausgewählte Fragestellungen, vertieft durch unterschiedliche quantitative und qualitative Methoden. Das Schwesterprojekt »Sozialraumanalyse« untersuchte die Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in ausgewählten Gemeinden und Stadtvierteln, wobei die Ergebnisse mit konkreten regionalen Interventionen gegen Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit verbunden wurden. Im Jahr 2008 konnten wir im Projekt »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Europa« die bislang umfangreichste Erhebung von Vorurteilen in acht europäischen Ländern realisieren (Zick/Küpper/Hövermann 2011).

[1]

Teile dieses Kapitels wurden entnommen aus: *Vorteil Vorurteil*, Küpper 2010

[2]

Ergebnisse aus dem Projekt: *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Europa*, Zick/Küpper/Hövermann 2011

[3]

Funktion von Vorurteilen siehe ausführlich: Zick/Küpper/Heitmeyer 2011 im *Handbuch Vorurteile* der Ustinov Stiftung

[4]

Das Projekt wurde von einem Stiftungskonsortium unter Federführung der Volkswagen Stiftung unter Beteiligung der Freudenberg Stiftung und der Kurt und Marga Möllgard Stiftung gefördert. Die Ergebnisse wurden jährlich in der Reihe »Deutsche Zustände« veröffentlicht (hg. von Wilhelm Heitmeyer im Suhrkamp Verlag).

Erklärtes Ziel des Projekts war – neben der wissenschaftlichen Analyse abwertender Einstellungen, ihrer Verbreitung und ihrer Ursachen – auch der Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis, der in jährlichen Tagungen in der *Freudenberg-Stiftung* gemeinsam mit Praktiker*innen aus dem Bereich der anti-rassistischen Arbeit/Demokratiebildung, Journalist*innen, Politiker*innen, Vertreter*innen von Verbänden, Stiftungen und Kirchen realisiert wurde. Die Sensibilisierung der breiteren Öffentlichkeit wurde mit einer jährlichen Pressekonferenz in Berlin angestrebt. In über 300 Vorträgen wurden das Konzept und die Ergebnisse in Öffentlichkeit und Praxis vorgestellt. Der Begriff *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit* und damit die Erkenntnis, Intervention und Prävention bezogen auf Vorurteile gegenüber verschiedenen Adressatengruppen gemeinsam, und nicht getrennt zu fokussieren, wird inzwischen in vielen Programmen und Projekten sowie von Akteur*innen in Politik und Praxis aufgegriffen.

Zu Beginn der Untersuchung identifizierte man als Teil des Syndroms Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit die folgenden Elemente: Fremdenfeindlichkeit, einen auf ethnischen Markern basierenden Rassismus, Sexismus, Homophobie, die Abwertung von Obdachlosen und behinderten Menschen sowie ganz allgemein die Befürwortung von Etablierten-vorrechten für Alteingesessene gegenüber Neuankömmlingen. Im Verlauf der Studie wurden – unter Berücksichtigung jeweils aktuell diskutierter Themen – weitere Adressatengruppen in das Syndrom aufgenommen. Im Erhebungsjahr 2011 waren dies zusätzlich die Abwertung von Langzeitarbeitslosen sowie von Sinti und Roma und Asylbewerber*innen. Empirisch lässt sich ein signifikanter Zusammenhang zwischen diesen unterschiedlichen Vorurteilen nachweisen, so wie schon Allport vermutete: Wer zum Beispiel fremdenfeindlichen Aussagen zustimmt, wertet mit größerer Wahrscheinlichkeit auch muslimische und jüdische Menschen, Asylbewerber*innen und Sinti und Roma ab und neigt sogar eher auch zu Sexismus und Homophobie sowie zur Abwertung von Langzeitarbeitslosen, Obdachlosen und behinderten Menschen.

Alle Elemente (oder Vorurteile) wurden mit Hilfe bewährter und gut geprüfter Kurzskaalen erfasst. Jede Aussage enthält in ihrem Kern den Aspekt der »Ungleichwertigkeit« oder führt in ihrer Konsequenz zu Ungleichwertigkeit zwischen sozialen Gruppen.

WIE MENSCHENFEINDLICH IST DEUTSCHLAND? ERGEBNISSE DER 10-JAHRES-STUDIE

Rund die Hälfte der befragten Deutschen äußerten sich 2011, wie zu Beginn bereits erwähnt, fremdenfeindlich, insofern sie pauschal die Anzahl der Ausländer*innen in Deutschland als »zu viele« bewerteten. Wer hier zustimmt, stimmt oft zugleich der Aussage zu: »Wenn Arbeitsplätze knapp werden, sollte man die in Deutschland lebenden Ausländer wieder in ihre Heimat zurückschicken.« In 2011 waren 29 % der befragten Deutschen dieser Ansicht. Insgesamt ist das Ausmaß von Fremdenfeindlichkeit seit 2002 nur geringfügig gesunken. Nach einem leichten Absinken in den vergangenen Jahren hat auch das Ausmaß von Rassismus in 2011 nahezu wieder das Niveau von 2002 erreicht. 2011 meinten fast 13 % der Deutschen: »Die Weißen sind zu Recht führend in der Welt«, und 22 % sprachen sich dafür aus, Aussiedler besser zu stellen als Ausländer, »da sie deutscher Abstammung sind«. Unverändert geblieben ist auch das Ausmaß der Abwertung langzeitarbeitsloser, obdachloser und behinderter Menschen. So vertraten 2011 beispielsweise knapp 53 % der befragten Deutschen die Auffassung: »Die meisten Langzeitarbeitslosen sind nicht wirklich daran interessiert, einen Job zu finden«. 35 % bejahten die Forderung, »bettelnde Obdachlose sollten aus den Fußgängerzonen entfernt werden«. 11 % fanden nach eigener Auskunft »viele Forderungen von Behinderten [...] überzogen«.

Nach einem deutlichen Anstieg ist auch das Ausmaß abwertender Einstellungen gegenüber Muslim*innen und dem Islam im vergangenen Jahr wieder leicht gesunken, wenngleich die Zustimmungsraten nach wie vor dramatisch erscheinen. 2011 vertraten fast 23 % der befragten Deutschen die Auffassung, »Muslim*innen sollte die Zuwanderung nach Deutschland untersagt werden«. Anders als islamfeindliche Einstellungen, die derzeit vielfach offen und ungeschminkt geäußert werden, unterliegen traditionell antisemitische Einstellungen, wie sie sich etwa im alten Konspirationsmythos »Juden haben in Deutschland zu viel Einfluss« ausdrücken, einer offiziellen Ächtung. Im Vergleich zu 2002 ist hier die Zustimmung zurückgegangen (13 % Zustimmung in 2011, knapp 22 % Zustimmung in 2002). Deutlich verbreiteter ist jedoch ein Antisemitismus, der Jüdinnen und Juden von Opfern zu Täter*innen werden lässt, indem ihnen etwa eine Vorteilsnahme durch den Holocaust vorge-

worfen wird (39,5 % Zustimmung in 2010). Hoffähig ist zudem ein Antisemitismus, der über den Umweg einer Kritik an Israel kommuniziert wird. Antisemitische Israelkritik zeichnet sich dadurch aus, dass die Politik Israels gegenüber den Palästinenser*innen als eine »typisch jüdische« Politik bewertet wird, dass Vergleiche mit dem Nationalsozialismus gezogen werden oder die Abneigung gegenüber Jüdinnen und Juden ganz allgemein mit der Politik Israels begründet wird. So stimmten 2010 38 % der befragten Deutschen der Aussage zu: »Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat.«

Es gibt jedoch auch eindeutig positive Entwicklungen. So ist die Zustimmung zu offen sexistischen und homophoben Einstellungen seit 2002 kontinuierlich gesunken. Waren etwa 2002 noch 29 % der befragten Deutschen der Ansicht, »Frauen sollten sich wieder mehr auf die Rolle der Ehefrau und Mutter besinnen«, so belief sich die Zahl 2011 nur auf 18,5 %. Lehnten 2002 noch 40,5 % der Befragten »Ehen zwischen zwei Frauen bzw. zwischen zwei Männern« ab, so sprachen sich 2011 nur noch 21 % gegen die gleichgeschlechtliche Ehe aus, verweigerten also homosexuellen Menschen die Gleichberechtigung mit Heterosexuellen.

Jüngere Menschen neigen im Durchschnitt zu weniger Vorurteilen als Ältere. Besonders deutlich wird dies etwa bei dem Sexismus und der Homophobie. Geht es aber um sozial schwache Gruppen, die von der Gesellschaft als wenig »nützlich« betrachtet werden – langzeitarbeitslose, obdachlose, behinderte

Menschen und auch Muslim*innen – so vertreten Jüngere kaum weniger abwertende Einstellungen als Ältere. Hier scheint sich eine ökonomistische Werthaltung Bahn zu brechen, die Menschen nach ihrer Nützlichkeit beurteilt – eine Einstellung, die sich im vergangenen Jahrzehnt unter dem allgegenwärtigen Primat der Ökonomie entwickelt hat und unter deren Vorgaben die Jüngeren sozialisiert wurden. Ähnliches lässt sich für den an sich positiven Einfluss von Bildung beobachten: Besser Gebildete haben in der Regel weniger Vorurteile. Das gilt aber vor allem für offene, traditionelle Vorurteile. Bei subtilen Formen der Abwertung schwindet der Bildungseffekt.

Die Darstellung der Studie »Die Abwertung der Anderen« zur gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit in Europa kann als freies Download über die Friedrich-Ebert-Stiftung aus dem Internet heruntergeladen werden: <http://www.fes-gegen-rechtsextremismus.de>

Handlungshinweise für Praktiker*innen finden sich z. B. auf der Homepage der Amadeu-Antonio-Stiftung; Broschüre »Was tun gegen gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit«: http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/broschuere_gmf_2.pdf



LITERATUR

Allport, G. W. 1954 | *The Nature of Prejudice*. | Reading, MA.

Heitmeyer W. 2002 | *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die theoretische Konzeption und erste empirische Ergebnisse*. | In: Heitmeyer, W. (Hg.) *Deutsche Zustände*. Folge 1. | Frankfurt a. Main: 15-34.

Küpper, B. 2010 | *Vorteil Vorurteil*. In: Grätz, R./Knopp, H. G. (Hg.) *Konfliktkulturen: Texte zu Politik, Gesellschaft, Alltag und Kunst*. | Göttingen: 171-175.

Pettigrew, T./Christ, O./Wagner, U./van Dick, R./

Zick, A. 2008 | *Relative Deprivation and Intergroup Prejudice*. | In: *Journal of Social Issues. Special Issue on Prejudice and Discrimination in Europe*. | Jg. 64: 385-401.

Zick, A. / Küpper, B. / Heitmeyer, W. 2011 | *Vorurteile als Elemente Gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit – eine Sichtung der Vorurteilsforschung und ein theoretischer Entwurf*. | In: Pelinka, A. (Hg.) *Vorurteile: Ursprünge, Formen, Bedeutung*. | Berlin: 287-316.

Zick, A. / Küpper, B. / Heitmeyer, W. 2011 | *Die Abwertung der Anderen*.

Eine europäische Zustandsbeschreibung zu Intoleranz, Vorurteilen und Diskriminierung. | Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.) Berlin.

Anders anders und oft ungleich

Interkulturelle Kompetenz verlangt mehr als Rezeptwissen

VON

Georg Auernheimer

EINLEITUNG

Will man Haltungen und Fähigkeiten identifizieren, die ›interkulturelle Kompetenz‹ ausmachen, so gilt es zuvor Überlegungen darüber anzustellen, welche besonderen Anforderungen interkulturelle Kommunikation an uns stellt. Damit ist unterstellt, dass diese Kommunikation mit besonderen Anforderungen verbunden ist. Dabei wird das jeweilige Praxisfeld, auf das wir uns explizit oder implizit beziehen, nicht belanglos sein. Es ist daher m. E. fraglich, ob es ein universell gültiges Konzept von interkultureller Kompetenz gibt. Die Anforderungen an sogenannte *Expatriats* in der Wirtschaft sind gewiss andere als die an Sozialarbeiter*innen oder Therapeut*innen. Für psychosoziale Berufe ist ein instrumentelles Verständnis von interkultureller Kompetenz, wie es manchen Trainingskonzepten zugrunde liegt, ungeeignet.

Bei meinen Überlegungen zur interkulturellen Kommunikation stütze ich mich stark auf die Kommunikationspsychologie im Anschluss an Paul Watzlawick und Friedemann Schulz von Thun – eine Psychologie, die in der Tradition der sog. Humanistischen Psychologie steht. Diese Perspektive ergänze ich um die Kategorie des Rahmens (engl. *Frame*), die außer in der Soziolinguistik beim Soziologen Erving Goffman zu finden ist. Danach ist jede Kommunikation oder Interaktion sozial gerahmt. Die Gesprächspartner müssen diesen Rahmen berücksichtigen, wenn die Verständigung nicht gestört sein soll. Sie selbst können in Grenzen und in Abhängigkeit von ihrer Position auch die Rahmung beeinflussen. Damit ist der Machtaspekt der Kommunikation angesprochen.

Zunächst möchte ich in Erinnerung rufen, was für jede Kommunikation gilt: Störungen entstehen durch divergente Erwartungen, die zu Erwartungsenttäuschungen führen. Spezifisch für interkulturelle Kommunikation ist folgende These: Die entscheidende Störungsquelle liegt dort, mit Watzlawick gesprochen, nicht auf der ›Inhaltsebene‹, sondern auf der ›Beziehungsebene‹. Probleme der Sachklärung entstehen in der Regel nur dann, wenn das sprachliche Repertoire eines Kommunikationspartners oder beider miteinander kommunizierender dafür unzureichend ist.¹ Wenn wir davon ausgehen, dass das Verständigungsproblem in interkulturellen Beziehungen weniger auf der Inhalts – als auf der Beziehungsebene zu suchen ist, so kommt verschärfend etwas hinzu: Die Botschaften werden hier – auf der Beziehungsebene – über Mimik, Gestik, körperliche Nähe und Distanz, auch über sprachliche Intonation – also über nonverbale und paralinguistische Äußerungen – ausgetauscht. Gerade die Kulturspezifika dieser Codes ist aber den Beteiligten in der Regel am wenigsten bewusst² (vgl. Günthner/Luckmann 2002, 213–243).

DIE MEHRDIMENSIONALITÄT DER PROBLEMATIK

Die Soziolinguistik und die Kommunikationspsychologie lassen die Fixierung auf differente Kulturmuster als Beschränkung erscheinen. In der umfangreichen Literatur über interkulturelle Kommunikation und Kompetenz ist eine Tendenz zur einseitig kulturalistischen Betrachtung festzustellen. Das heißt, die speziellen Schwierigkeiten interkultureller Verständigung werden meist allein auf

die Differenz der kulturellen Codes zurückgeführt. Prüfen wir aber genauer, was alles die Erwartungen der Teilnehmer in der interkulturellen Kommunikation bestimmen kann, was den typischen Rahmen dafür abgibt, so sind noch weitere Dimensionen zu berücksichtigen. Insgesamt unterscheide ich vier Dimensionen:

1. Machtasymmetrien
2. Kollektiverfahrungen
3. Fremdbilder
4. Differenz der Kulturmuster

Selbstverständlich sind diese vier Dimensionen nur analytisch zu trennen und zumindest zum Teil voneinander abhängig und ineinander verschränkt. Die Kollektiverfahrungen hängen eng mit Machtasymmetrien zusammen. Wir brauchen nur an die Diskriminierungserfahrungen von ›Ausländern‹ zu denken. Die Fremdbilder sind teilweise durch die jeweiligen Kollektiverfahrungen bedingt, aber zugleich diskursiv hergestellt und damit ein Element von Kultur.

ZU FREMBBILDERN UND STEREOTYPEN

Dass unsere Bilder von Anderen unsere Erwartungen und Erwartungserwartungen (›Der/die Andere denkt sicher, dass ich ...‹) und damit unsere Aktionen und Reaktionen steuern, ist so plausibel, dass sich breite Ausführungen dazu erübrigen. Wichtig erscheint nur erstens der Hinweis darauf, dass unsere Stereotypen und *Vorurteile nicht rein individueller Natur*, sondern gesellschaftlich überliefert und vermittelt sind.

Zweitens ist zu beachten, dass *Fremdbilder häufig projektiven Charakter haben*. Projektion heißt, dass Eigenschaften, die das Selbstbild stören, zum Beispiel Aggressivität, auf andere projiziert werden, sozialpsychologisch ausgedrückt, auf die Out-Group. So könnte man beispielsweise sagen, dass wir Europäer dazu tendieren, den aggressiven Expansionismus Europas auf andere Gesellschaften und Kulturen zu projizieren. Was die individuelle Neigung zu Projektionen angeht, so ist diese nach der Theorie der autoritären Persönlichkeit umso stärker, je strenger das jeweilige Über-Ich ausgebildet ist, weil damit mehr negative Ich-Anteile verleugnet oder abgespalten werden müssen.

Drittens sollten wir uns beim Problem der Stereotypisierung klar machen, dass wir als die in der Regel Überlegenen, *Privilegierten im Fall von Kommunikationsstörungen zur Ethnisierung tendieren* und uns damit von der Verantwortung für das Gelingen der Kommunikation entlasten, nach dem Muster ›Mit denen ist es aufgrund ihrer Mentalität schwierig‹. Freilich gibt es auch die interessierte ›Selbstethnisierung‹, wie Michael Bommes z. B. bei Jugendlichen türkischer Herkunft gezeigt hat, die mit den staatlichen Kontrollinstanzen in Konflikt gekommen waren (vgl. Bommes 1990, 33–38). Denn mit Selbstdarstellungen nach dem Motto: ›Die meisten türkischen Väter sind so‹ wird auf Nachsicht gerechnet. Dieses Phänomen sollten die kennen, die in psychosozialen Berufen tätig sind.

ÜBER DREHBÜCHER DES ALLTAGSLEBENS

Aufschlussreich ist das in der *Konversationsanalyse* verwendete Konzept der ›Scripts‹, zu Deutsch ›Drehbücher‹. Zugrunde liegt die Annahme, dass wir nach konventionell vorgegebenen Drehbüchern kommunizieren, die uns in der Regel nicht bewusst sind, weil sie nicht thematisiert werden. Sie brauchen nicht thematisiert zu werden, weil jede/r sie kennt, aber eben nur jede/r, der zur gleichen Kulturgruppe, zum gleichen Milieu, zur selben Institution gehört. Die *Scripts* bestimmen unsere Normativitätserwartungen. Werden diese nicht erfüllt, so kommt es zu Irritationen. Das Konzept der *Scripts* macht auch verständlich, dass für Fremde, etwa für Einwanderer, das Erlernen des korrekten Kommunikationsstils schwierig ist, weil die Drehbücher teilweise situationsspezifisch sind, was ein Gespür für die jeweiligen Feinheiten oder situativen Spezifika verlangt. Gut nachvollziehbar wird das daran, dass wir alle uns in einer uns fremden Institution oder in einem fremden Milieu unsicher bewegen. Beispiele für Kommunikationsstörungen durch unterschiedliche *Scripts* wären: Begrüßungsrituale, kulturspezifische Ausdrucksformen für Respekt, Dankbarkeit, für Leid oder Freude, außerdem Formen der Gesprächsorganisation. Wodurch wird einem zum Beispiel im Gespräch angezeigt, dass man ›dran ist‹, sich einklinken kann – das sogenannte *turn-taking*? Oft ist es für Kulturfremde bereits schwierig, eine Kommunikationssituation richtig einzuschätzen, den Gesprächstyp zu identifizieren. Ist es zum Beispiel ein *small-talk* oder ein formelles Beratungsgespräch?

Ich möchte noch einmal darauf aufmerksam machen, dass auch bei dieser Art von Störungsquelle, der Differenz der Kulturmuster also, die Störungen vor allem die Beziehungsebene betreffen. Unterschiedliche Begrüßungsrituale lassen das Gefühl von Missachtung aufkommen, wenn jemand nicht den Grund für die scheinbare Unhöflichkeit kennt oder ahnt. Wenn ein Klient oder Schüler Blickkontakt vermeidet, in manchen Kulturen eine Respektsbekundung, dürfte das unsereiner als Unaufmerksamkeit deuten.

MACHTASYMMETRIEN UND DISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN

Sehr viele interkulturelle Beziehungen, wenn nicht die meisten, sind durch Machtasymmetrien gekennzeichnet, nämlich durch *Ungleichheit des rechtlichen und sozialen Status*, unterschiedliche Sprachkompetenzen wie auch andere Machtdimensionen in den Beziehungen. Minderheiten haben generell meist weniger gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten. Eine Asymmetrie ergibt sich allein schon dann, wenn ein Kommunikationspartner nicht ausreichend über die verwendete Sprache oder die üblichen kulturellen *Scripts* verfügt. Macht lässt sich definieren durch ein *Mehr an Ressourcen und damit Handlungsmöglichkeiten* aufgrund von sozialer Stellung, rechtlichem Status, besserer sozialer Netzwerke, von Mehr an Wissen oder besserem Zugang zu Informationen, nicht

[1] Ich unterstelle hier in meinen Formulierungen der Einfachheit halber immer eine Zweierkonstellation.

[2] Zum Beispiel berichten Susanne Günthner und Thomas Luckmann, dass der unterschiedliche Einsatz von Blickkontakten bei Sozialarbeiter*innen indischer Herkunft und englischen Klient*innen zu Irritationen zwischen den beiden führte.

zuletzt besserer Beherrschung der geforderten Sprache. Macht als ›diskursive Macht‹ impliziert das Privileg, zu entscheiden, was Thema sein kann oder darf. In der Kommunikation mit Zuwanderern ergibt sich eine starke Asymmetrie eben oft schon dann, wenn sie die Sprache nur unzureichend beherrschen. Wenn man sein Anliegen nicht differenziert genug vortragen oder auch sich selbst nicht angemessen darstellen kann, kommt es zu Frustrationen. Eine gewisse Infantilisierung stellt sich ein. Bei vielen relevanten Beziehungen kommt zu der Machtasymmetrie zwischen Deutschem und ›Ausländer‹ noch die institutionell bedingte Amtsbefugnis hinzu (z. B. des Schulleiters gegenüber Eltern, des Sozialarbeiters gegenüber Klienten).

Wer dominant ist, kann die Beziehung auf vielfältige Weise definieren, zum Beispiel schon durch die Art der Anrede, durch unangebracht vertrauliches oder distanzierendes Verhalten. Das Zurückweisen und Aushandeln der – meist stillschweigend, nonverbal vorgenommenen – Beziehungsdefinitionen ist bei Asymmetrie immer erschwert, wenn nicht unmöglich (vgl. Schulz von Thun 1992). Die ›Rahmung‹ ist demnach eine Machtfrage. Die fragwürdigen Verhaltensweisen, zu denen Machtasymmetrie die jeweils Überlegenen verleitet, führen bei den Unterlegenen verständlicherweise u. U. auch zu problematischen Reaktionen. Dabei spielen in die aktuelle Kommunikationssituation immer auch zurückliegende *Unrechts- oder Diskriminierungserfahrungen* des Einzelnen oder seiner Gruppe hinein. Es ist nicht verwunderlich, dass Menschen mit Ausländerstatus oder aus Ländern der ›Dritten Welt‹, in den kommunikationspsychologischen Kategorien von Schulz von Thun formuliert, ein übersensibles ›Beziehungsohr‹ haben. Wenn wir ihre Erfahrungen von Ohnmacht, Unterlegenheit usw. berücksichtigen, dann sind folgende Reaktionstendenzen bei Minderheitenangehörigen verständlich:

- Ein generalisiertes MISSTRAUEN
- ÜBEREMPFINDLICHKEIT aufgrund von Diskriminierungserfahrungen
- RÜCKZUGSTENDENZEN bis hin zur ›erlernten Hilflosigkeit‹ (ein Terminus aus der Psychopathologie). Dem kommt nahe, was Han Banning in einem Trainingsbuch für Sozialarbeiter*innen die »Sprache der Opfer« nennt. Beispiel: »Wir werden nie für voll genommen.« (vgl. Banning 1995)
- Aggressivität, die nach außen, aber auch nach innen gewendet sein kann.
- Ein eigener Aspekt sind unbewusste Inszenierungen wie ÜBERTRAGUNG und GEGENÜBERTRAGUNG, auf die uns die Ethnopschoanalyse aufmerksam macht. Gerade in asymmetrischen Konstellationen werden frühere Erfahrungen mit Machtinstanzen leicht auf die aktuelle Beziehung übertragen, so dass diese durch Misstrauen, Unterwürfigkeit, Aufsässigkeit usw. belastet werden kann.
- FRAGWÜRDIGE REAKTIONEN werden nicht selten

mit kulturspezifischer »Mentalität« erklärt: Der Stereotyp wird bestätigt, so dass es zu einem Teufelskreis der Ethnisierung kommt.

WAS HEISST INTERKULTURELLE KOMPETENZ?

Das Wissen über »fremde« Kulturmuster kann – jedenfalls in der Einwanderungsgesellschaft mit der Vielfalt der Kontaktkulturen – wenig zur Verbesserung der Kommunikation beitragen. Trainings, die darauf setzen, begünstigen eher eine Stereotypisierung. In einer Gesellschaft, für die kulturelle Mixturen charakteristisch sind, ist statt Kulturwissen die Fähigkeit gefragt, *kulturelle Bedeutungen und Verhaltenserwartungen ›auszuhandeln‹*. Dafür kann es hilfreich sein, dass man sich exemplarisch auf eine fremde Kultur einlässt, um für mögliche Kulturdifferenzen offen bzw. sensibel und sich der eigenen Kulturgebundenheit bewusst zu werden. Beides sind wichtige Momente von interkultureller Kompetenz. Neben der Sensibilität für fremde Kulturmuster ist aber vor allem *Sensibilität für die Beziehungsseite der Kommunikation* gefragt, insbesondere bei Asymmetrie der Beziehungen. Damit muss sich Empathie für negative Kollektiverfahrungen und die Reflexion der eigenen Fremdbilder verbinden.

Wichtig ist es vor allem, die Beziehungen systemisch in ihrer Komplementarität zu sehen. Das heißt einzusehen, dass Entmündigung Unmündigkeit begünstigen kann. Umgekehrt fördert die Hilflosigkeit der einen Seite die Bevormundung von der anderen Seite. Gerade in interkulturellen Beziehungen muss auf die *Zirkularität der Kommunikationsprozesse* geachtet werden. Wenn man nicht berücksichtigt, dass bspw. Diskriminierungserfahrungen problematische Reaktionsweisen nahe legen, wird man voreilig negative Stereotype bestätigt finden. *Die Berücksichtigung der gesellschaftlichen Kontextbedingungen*, zum Beispiel der rechtlichen Beschränkungen durch das Ausländer- und insbesondere das Asylrecht, ist also ebenfalls Bestandteil interkultureller Kompetenz.

Rudolf Leiprecht differenziert zwischen fünf verschiedenen Komponenten von interkultureller Kompetenz: Zunächst unterscheidet er »allgemeine soziale Komponenten«, die zur allgemeinen Sozialkompetenz gerechnet werden können, von »interkulturell ausgerichteten« Haltungen und Fähigkeiten, also zum Beispiel generelle Empathie von »Empathie gegenüber erfahrener Diskriminierung und Ausgrenzung«. Sodann unterscheidet er »handlungsbezogene« von »wissens-« und »wertbezogenen« Komponenten interkultureller Kompetenz. Unter der ersten Kategorie nennt er »Handlungsfähigkeit bei asymmetrischen Konstellationen« und »Handlungsfähigkeit in kulturellen Überschneidungssituationen«. Beispiele für die zweite Komponente wären »Wissen über die Bedeutung und Funktion von Vorurteilen und Stereotypen« oder »kulturelles Wissen«. Als »Basiskomponente« gilt für Leiprecht eine kritische Haltung gegenüber Kulturalisierung und Ethnisierung (vgl Leiprecht 2002).

	Wissen	Haltungen	Fähigkeiten
Machtasymmetrien			
Kollektiverfahrungen			
Fremdbilder			
Kulturelle Differenzen			

Legt man das übliche Verständnis von Kompetenz zugrunde, wonach dieses Wissen, Haltungen und Fähigkeiten umfasst, dann müssen sich Wissen, Fähigkeiten usw. ebenso auf Machtasymmetrien, Kollektiverfahrungen und Fremdbilder beziehen wie auf kulturelle Differenzen.

Der adäquate Umgang mit Machtasymmetrien und kollektiven Erfahrungen, welche die Kommunikation beeinträchtigen, verlangt zum Beispiel ein Wissen über Zuwanderungs- und Asylrecht, überhaupt Einblick in die Lebenslage von (Im)migranten, Wissen über Rassismus und – je nach Tätigkeitsbereich und Häufigkeit von Kontakten – auch Wissen über die Kolonialgeschichte, über Gesellschaften der ›Dritten Welt‹ und globale Abhängigkeiten. Die gebotene Haltung kann man als *Sensibilität für Asymmetrien und negative Erfahrungen* kennzeichnen, die der Tendenz zum Paternalismus widersteht. Das schließt Verständnis für befremdliche Reaktionen ein, aber auch die Fähigkeit, adäquat damit umzugehen. Vor allem ist die Fähigkeit zur Herstellung eines Gesprächsklimas gefragt, das trotz objektiver Asymmetrien ein Gespräch auf gleicher Augenhöhe ermöglicht.

Angesichts der relativ *hohen Komplexität interkultureller Kommunikationssituationen* sowie der starken Versuchung, zu ethnisieren – oder aber Differenz völlig zu leugnen (was fast ebenso problematisch sein kann) – wird selbst bei entsprechender fachlicher Qualifizierung Supervision oder kollegiale Fallberatung empfehlenswert sein, damit man Situationen aus einer anderen Perspektive wahrnehmen kann und Anstöße zur Reflexion eigener Haltungen und Verhaltensmuster bekommt.

Für die nachträgliche Reflexion über Kommunikationssituationen, die ein Unbehagen zurückgelassen haben, unabhängig davon, ob man sie individuell oder innerhalb einer Gruppe nochmals durchgeht, empfehle ich das vierdimensionale Modell als Heuristik, das

dazu verhilft, eventuelle Machtasymmetrien, kollektive neben biographischen Erfahrungen, eigene Stereotype und mögliche Kulturdifferenzen gleichermaßen zu berücksichtigen.

Die Debatte über interkulturelle Kompetenz bei pädagogischen und psychosozialen Berufen darf nicht von den *institutionellen Rahmenbedingungen* abstrahieren. Sonst besteht die Gefahr, die Problematik zu individualisieren. Die interkulturelle Orientierung einer Institution beginnt beim Leitbild und impliziert eine entsprechende Zusammensetzung des Personals, schließt fragwürdige Arbeitsteilung aus und erfordert Partizipation und Transparenz, um nur die wichtigsten Kriterien zu nennen.

An dieser Stelle kurz ein Wort zu den Erwartungen an Fachkräfte mit Migrationsgeschichte im Sozialdienst: Sie haben, so darf man vermuten, günstigere Voraussetzungen für eine interkulturelle Sozialarbeit. Allerdings wäre es falsch, ihnen von vornherein interkulturelle Kompetenz zu unterstellen. Auf ihrer Seite gibt es m.E. auch spezifische Gefahren. Sie können zum Beispiel einerseits dazu verleitet werden, sich zu stark mit den Klienten zu identifizieren, andererseits aber auch dazu, sich von diesen zu distanzieren. Nur durch Teamwork, Supervision und ähnliche institutionalisierte Formen der Reflexion der eigenen Arbeit lassen sich solche Risiken vermeiden. Auf die speziellen Probleme in multikulturellen Teams kann ich hier nicht eingehen (vgl. Gaitanides 2008).

INTERKULTURELLE KOMPETENZ IN DER PÄDAGOGISCHEN UND SOZIALEN ARBEIT

Im Folgenden sollen noch einige Überlegungen speziell zu den Anforderungen in interkulturellen Beratungssituationen angestellt werden. Hier möchte ich auf einige Verhaltenstendenzen aufmerksam machen, die sich zum Teil der *déformation professionell* psychosozialer Fachkräfte verdanken. Zuerst lässt sich

Manche Menschen sind mit mehreren Diskriminierungserfahrungen gleichzeitig belastet, z. B. als Schwarze, Frau, ungelernte Arbeiterin oder als Muslima und ›Ausländerin‹. Sich vorstellen zu können, wie Rassismuserfahrungen das Kontaktverhalten von Klienten beeinträchtigen können, ist für soziale Fachkräfte äußerst wichtig.

da an die Problematik des Verstehens im Allgemeinen anknüpfen, das ja immer auch ein Einordnen, ein Kategorisieren impliziert. Nach Hans Thiersch, einem *grand old man* der Sozialpädagogik, liegt die Gefahr der »Gestaltschließung« immer schon im Verfahren des Verstehens begründet. Denn: »Indem das Verstehen versucht, Problematisches und Befremdliches transparent zu machen, sucht es seinen Gegenstand zur Bündigkeit einer Gestalt zu strukturieren« (vgl. Thiersch 1984). Dieses »Verfahrensprinzip« bestimmt nach Thiersch viele Interpretationsangebote in der Beratung und viele Fallberichte.

Für Fachkräfte in den Sozialdiensten besteht, so Thiersch, immer die Versuchung zur problematischen »Objektivierung«, insofern der/die Klient*in zum ›Fall‹ wird, zum Exemplar einer Fallkategorie. Daher meint Thiersch: »Verstehen ist immer auch Versuchung zur Macht, zur Macht dessen, der versteht, über den, der verstanden wird« (ebd., 27). Vor diesem Hintergrund erscheint das Problem der Ethnisierung von Klienten in einem neuen Licht, weil man es als einen Aspekt der allgemeinen Verstehensproblematik betrachten kann.

Edwin Hoffman, ein niederländischer Experte für interkulturelle Sozialarbeit, verweist auf die Vielfalt der Selbstdefinitionen und sozialen Bezüge von Minderheitenangehörigen und fordert daher, man solle ihnen die Möglichkeit geben, die von ihnen selbst für relevant gehaltene Seite ihrer Persönlichkeit hervorzukehren, um sie nicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit zu reduzieren (Hoffmann 2002). Da wird sich der Zuwanderer aus Kroatien vielleicht weniger als Kroat, denn als besorgten Vater oder als Arbeiter mit kleinem Einkommen und mit durch den Bürgerkrieg enttäuschten Rückkehrwünschen präsentieren. Es wird jeweils von der Situation und von dem Anliegen abhängen, das die Klient*innen zur Beratung geführt hat.

Hoffman mahnt auch zur Vorsicht mit professionellen westlichen Deutungen oder gar »pathologischen Etikettierungen«. Er zitiert einen Kollegen mit den Worten: »Was kann eine senegalesische Mutter

mit der Etikettierung ›depressiv‹ anfangen, wenn sie eigentlich Sehnsucht nach ihrem elterlichen Haus, nach ihrem Land und ihrer Familie hat ...?« (Hoffman 2002, 116). Der Helfer solle »immer nach der Bedeutungszuschreibung, der Logik oder Sichtweise des Klienten« fragen – eine Empfehlung, die im Grunde nur dem entspricht, was man heute für eine professionelle Beratung hält (ebd., 118). Fraglich ist aber, ob diese Professionalität bisher ausreichend unter der interkulturellen Perspektive zum Zuge kommt.

Manche Menschen sind mit *mehreren Diskriminierungserfahrungen gleichzeitig belastet*, z. B. als Schwarze, Frau, ungelernte Arbeiterin oder als Muslima und ›Ausländerin‹.³ Sich vorstellen zu können, wie Rassismuserfahrungen das Kontaktverhalten von Klient*innen beeinträchtigen können, ist für soziale Fachkräfte äußerst wichtig.⁴ Das setzt auch Wissen voraus, z. B. über das Ausländer- oder Zuwanderungsrecht oder über das Ausmaß der Bildungsbenachteiligung von Menschen mit Migrationshintergrund. Dann werden Misstrauen oder irritierende Reaktionen auf helfende Eingriffe je nach Fall verstehbar und nicht vorschnell psychologisiert oder aber ethnisiert. Auch das hartnäckige Beharren auf eigenen Traditionen oder angeblichen Traditionen ist meist auf erlebte Exklusion zurückzuführen. Wer anhaltend als nicht zugehörig zurückgewiesen wird, sieht sich auf seine »alte« – meist imaginär gewordene – Gemeinschaft zurückgeworfen. Ebenso verhängnisvoll wie Mangel an Empathie gegenüber Diskriminierungserfahrungen kann in einer asymmetrischen Beziehung die fürsorgliche Variante des Paternalismus sein, wenn nämlich der/die professionelle Helfer*in Klient*innen in ihrer Selbstrepräsentation als Opfer der Verhältnisse bestätigen und sie damit in der Opferrolle festhalten, anstatt sie in ihrer Selbstwirksamkeit und Handlungsfähigkeit zu bestärken.

Bei schonendem Umgang mit ›ausländischen‹ Klient*innen mag manchmal die *Angst vor Rassismuserfahrungen* mitspielen oder auch ein tief verinnerlichter Helfergestus. Aus psychoanalytischer Sicht könnte solches Verhalten als Gegenübertragung interpretiert werden. Das würde heißen, die Beraterin oder der Berater lässt sich auf eine unbewusste Inszenierung ein, in der er/sie als Rettende*r angerufen werden. Eine Haltung, die man ›wohlwollenden Kulturrelativismus‹ nennen kann – im Grunde auch eine Variante der Ethnisierung – kann zum Entwicklungshemmnis für Klient*innen oder Schüler*innen werden. Als Beispiel dafür fällt

mir die Geschichte eines Gesamtschülers aus Eritrea ein, mit dem die Schule Probleme hatte, weil er sehr unregelmäßig am Unterricht teilnahm und meist auch keine Arbeitsmaterialien dabei hatte. Die Mutter kümmerte sich wenig um ihren Sohn. Die zu Rate gezogene Sozialpädagogin entschuldigte das mit kulturellen Eigenheiten und empfahl Gelassenheit.

Der schon zitierte Hoffman fordert professionelle Helfer*innen auf, eventuell *divergente Beziehungsdefinitionen* anzusprechen, d. h. sich zu fragen, wer man füreinander ist und wie man sich selbst, den anderen und die Beziehung sieht (vgl. Hoffmann 2002, 119). Die Divergenz der Erwartungen könne von Seiten des Helfenden mit einem ethnisierenden Blick zu tun haben oder aber von Seiten der Klient*innen mit anderen kulturellen Werten und Rollenvorstellungen, mit Unkenntnis der Institution und Unsicherheit. Unter Umständen müsse man auf die gegenseitigen Rollenerwartungen wiederholt zu sprechen kommen (vgl. Hoffmann 2002). Was kulturelle Differenzen betrifft, so sind für die interkulturelle Sozialarbeit heutzutage drei Konstellationen zu unterscheiden: Man kann erstens mit fremden Verhaltensweisen und Einstellungen von Klienten konfrontiert werden, die ohne Kenntnis von Alternativen ihren vertrauten, überkommenen Mustern folgen.

Ein Beispiel für diese Fallgruppe könnte ein Bürgerkriegsflüchtling sein, der das Leben hier noch nicht gut kennt, dem jedenfalls bestimmte institutionelle Bereiche und Interaktionsregeln fremd sind, oder aber die Analphabetin aus Anatolien, die bisher ihren Familienkreis und ihre *community* noch kaum verlassen konnte. Außerdem sind selbst bei längerem Aufenthalt in Deutschland oft manche Lebensbereiche fremd. Zweitens haben soziale Fachkräfte mit Klient*Innen zu tun, die sich außer in ihrer Familienkultur auch in der Mehrheitskultur auskennen und dort mehr oder weniger souverän bewegen. Innerhalb dieser Gruppe gibt es drittens solche, die sich von der ›Dominanzkultur‹ bewusst abgrenzen mit der Wahl eines Lebensstils, bei dem sie auf familiäre Überlieferungen zurückgreifen, um ihre soziale Zugehörigkeit auf diese Weise selbst zu bestimmen. Der Prototyp dafür sind sog. ›Neomuslima‹ oder ›-muslime‹.

Im ersten Fall kann die Bereitschaft zur Annäherung an die fremden Denkweisen und Umgangsformen gefordert sein, eventuell auch Wissen über die Differenz mancher nonverbaler Ausdrucksformen und die Fähigkeit, sich mit Hilfe des Anderen frem-

de Kulturmuster zu erschließen, Missverständnisse zu entschärfen. Ein vorschnelles Einordnen in bisherige Deutungsmuster sollte man vermeiden. Das Gegenüber ernst nehmen, kann auch heißen, über sein Orientierungssystem zu sprechen. Auf jeden Fall sollte die Fachkraft mit dem Klienten oder der Klientin die gegenseitigen Erwartungen abklären. Bei Klient*innen, die hier längst heimisch zu sein scheinen, ist Aufmerksamkeit geboten für Differenzen und damit mögliche Erwartungsdivergenzen in Teilbereichen, oft denen, die für den Fall relevant sind. Unterschiedlich können z. B. das Erziehungsverständnis, Erwartungen an Schule, das Krankheitsverständnis, das Verhältnis zum Altern, zum Sozialsystem sein. Im dritten Fall ist die Anerkennung des Identitätsentwurfs der Klientin oder des Klienten – es könnte aber auch ein Teammitglied sein – und der identitätsrelevanten kulturellen Symbole, Praktiken und Überzeugungen entscheidend für eine gelingende Kommunikation. In weniger eindeutigen Fällen gilt es, aufmerksam darauf zu achten, welche Seite jemand von sich selbst in den Vordergrund stellt, als wer er/sie gesehen und verstanden werden möchte.

Professionalität erfordert es, zuerst und primär den hilfebedürftigen Jugendlichen, die Schülerin oder den Schüler, die ratlosen Eltern, die Zuflucht suchende Person zu sehen. Zur Problemlösung ist es aber möglicherweise nötig, die ethnische Zugehörigkeit, vor allem die Selbstzuordnung der Klientin oder des Klienten und deren Gewohnheiten, Konfliktlösungsmuster, Normen und Werte zu berücksichtigen. Einige Autor*innen betonen die Vielfalt und Überschneidung der Differenzlinien und erinnern zum Beispiel an Geschlecht, Alter, sexuelle Orientierung. Allerdings sind auch Geschlecht und Alter kulturell codiert und keineswegs bloß biologischer Natur. Schließlich ist mit dem Gender-Begriff die soziale Konstruiertheit von Geschlecht ins allgemeine Bewusstsein gehoben worden.

Besondere Anforderungen stellen Normen- und Wertkonflikte. Mehr noch als sonst ist hier die Herstellung eines guten Gesprächsklimas wichtig, das Bemühen um ›equal footing‹, d. h. um eine Auseinandersetzung auf gleicher Augenhöhe. Die pädagogische oder soziale Fachkraft sollte die positiven Motive auch in befremdlichen Handlungsweisen würdigen, z. B. die elterliche Sorge bei Eltern, die ihrer Tochter nicht erlauben wollen, aus dem familiären Haushalt auszuziehen, obwohl es für deren Ausbildung nötig wäre (vgl. Hoffmann 2002). Verständnis heißt dabei nicht Akzeptanz. *Individuelle Selbstverwirklichung* hat Vorrang vor der

[3] in den USA propagierte Ansatz der »Intersektionalität«, d. h. der Überschneidung mehrerer Differenzlinien, sollte auf diese Mehrbelastung von Minderheiten aufmerksam machen.

[4] Zum Beispiel berichten Es ist sicher kein Zufall, dass in der Literatur über interkulturelle Kommunikation und Kompetenz die maßgebliche Rahmung durch Machtasymmetrien und Diskriminierungserfahrungen zuerst und vor allem von Wissenschaftler*innen hervorgehoben wurde, die mit beruflichen sozialen Tätigkeiten befasst sind, wenn sie nicht sogar selbst einen Minoritätenstatus haben.

Anerkennung kultureller Eigenheiten, wobei die kulturelle ›Prägung‹ der nach Emanzipation Strebenden in Rechnung gestellt werden sollte, damit nicht spätere Konflikte vorprogrammiert sind. Oft ist die Suche nach einem ›dritten Weg‹ möglich. Generell sollte man, wenn nicht individuelle Entfaltungsmöglichkeiten auf dem Spiel stehen, eine pragmatische Lösung für das aktuelle Problem suchen, anstatt Glaubenskriege zu führen. Besondere Wachsamkeit ist speziell in der ›Frauenfrage‹ gegenüber eigenen projektiven Mechanismen geboten. Nicht selten werden die im eigenen Umfeld unerfüllten, verratenen Emanzipationsbestrebungen auf ›die fremde Frau‹ projiziert.

Auch bei normativen Differenzen ist es nach Hoffman wichtig, die *Differenz zur Sprache zu bringen*. »Wirklichen Respekt haben vor dem kulturellen Hintergrund des/der anderen heißt, sich zu trauen, mit ihr oder ihm darüber zu sprechen« (Hoffmann 2002). Allerdings dürfe das nicht beurteilend oder gar abweisend und verurteilend geschehen. Für Hoffman verlangt die Verantwortung für Klient*innen, dass man sie auf abweichende kulturelle Muster hinweist. Das beginnt bei Banalitäten wie dem Umgang mit der Zeit. Zum Beispiel müsse notorisch unpünktlichen Klient*innen klar gemacht werden, dass sie damit hier üblichen Anforderungen nicht entsprechen und sich Chancen verbauen. Bei tiefer liegenden Problemen wie elterlichem Zwang gegenüber der Tochter wird der Konflikt zwischen zwei Anerkennungspostulaten virulent, der Anerkennung des fremden Wertesystems einerseits und der Anerkennung der Individualrechte andererseits (vgl. Kiesel/Volz 2002).

Nachdem nun davon die Rede war, dass divergente Rollenerwartungen und Normvorstellungen zur Sprache zu bringen seien, abschließend noch eine Anmerkung zur *Metakommunikation*: Kommunikation über die Kommunikation ist in manchen Kulturen – ebenso wie in bestimmten sozialen Milieus bei uns – noch unüblich und wirkt daher dort befremdlich, genauer gesagt: Explizite Metakommunikation, wie sie zum Repertoire psychosozialer Berufe gehört und im Mittelschichtmilieu der westlichen Welt heute vertraut sein dürfte. Übrigens urteilten Anita Mandel u. a. in ihrer Studie *Einübung in Partnerschaft durch Kommunikationstherapie und Verhaltenstherapie* noch 1971 für die Bundesrepublik: »Explizite Metakommunikation ist völlig unüblich, man schämt sich ihrer«. (Schulz von Thun 1992, 92). Ich könnte mir denken, dass ›Aktives Zuhören‹ oder ein Feedback, wie es in der einschlägigen Literatur empfohlen wird (›Ich-Botschaften!‹), manchen türkischen Arbeiter (und nicht nur den türkischen) verstören könnten. Meines Erachtens wäre hier die Suche nach alternativen Formen nötig. Auch in traditionellen Kulturen kennt man ja Metakommunikation, nur in anderen versteckteren Formen. Man braucht nur an die Gleichnisse in der Bibel zu denken. Erzählungen, Allegorien, Metaphern sind vermutlich andere Möglichkeiten der Metakommunikation.



LITERATUR

Banning, H. 1995 | *Bessere Kommunikation mit Migranten. Ein Lehr- und Trainingsbuch*. | Weinheim und Basel.

Bommes, M. 1990 | *Die meisten türkischen Väter sind so*. | In: Informationsdienst zur Ausländerarbeit, H 4. | Frankfurt am Main: 33-38.

Gaitanides, S. 2008 | *Interkulturelle Teamentwicklung – Beobachtungen in der Praxis*. | In: Auernheimer, G. (Hg.) *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*, 2. Auflage. | Wiesbaden: 153-172.

Günthner, S. / Luckmann, T. 2002 | *Wissensasymmetrien in der interkulturellen Kommunikation*. | In: Kott-hof H. (Hg.) *Kulturen im Gespräch*. | Tübingen: 213-243.

Hoffmann, E. 2002 | *Das TOPOL-Modell – eine Heuristik zur Analyse interkultureller Gesprächssituationen und ihre Implikationen für die pädagogische Arbeit*. | In: Auernheimer, G. (Hg.) *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. | Opladen: 103-127.

Kiesel, D. / Volz F. R. 2002 | *Anerkennung und Intervention. Moral und Ethik als komplementäre Dimensionen interkultureller Kompetenz*. | In: Auernheimer, G. (Hg.) *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. | Opladen: 67-80.

Leiprecht, R. 2002 | *Interkulturelle Kompetenz als Schlüsselqualifikation aus der Sicht von Arbeitsansätzen in pädagogischen Handlungsfeldern*. | In: *Migration und soziale Arbeit*, H 3-4. | Frankfurt am Main: 87-91.

Thiersch, H. 1984 | *Verstehen oder Kolonialisieren? Verstehen als Widerstand*. | In: Müller S./Otto H.U. (Hg.) *Verstehen oder Kolonialisieren? Grundprobleme sozialpädagogischen Handelns und Forschens*. | Bielefeld: 15-30.

Schulz von Thun, F. 1992 | *Miteinander reden. Störungen und Klärungen*. | Reinbek b. Hamburg.



Autorinnen und Autoren

Die Abwertung der Anderen

PROF. DR. GEORG AUERNHEIMER

Professor (emeritus) für allgemeine und interkulturelle Pädagogik der Universität zu Köln.

PROF. DR. ANDREAS BEELMANN

Professor für Forschungssynthese, Intervention und Evaluation der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

BENJAMIN BLOCH

MA Pädagogik, Direktor der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.

MARINA CHERNIVSKY

Dipl. Psychologin und Leiterin des Kompetenzzentrums für Prävention und Empowerment der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.

PROF. DR. BEATE KÜPPER

Professorin für Soziale Arbeit in Gruppen- und Konfliktsituationen der Hochschule Niederrhein.

PROF. DR. BIRGIT ROMMELSPACHER

(1945–2015) Professorin für Psychologie mit dem Schwerpunkt Interkulturalität und Geschlechterstudien der Alice Salomon Hochschule Berlin.

PROF. DR. ILKA QUINDEAU

Professorin für Klinische Psychologie und Psychoanalyse der Frankfurt University of Applied Sciences.

DR. PHIL. JULIANE WETZEL

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin.

PROF. DR. CHRISTIAN WIESE

Martin-Buber-Professur für jüdische Religionsphilosophie der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

PROF. DR. ANDREAS ZICK

Professor für Sozialisation und Konfliktforschung der Universität Bielefeld. Leiter vom Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung.

Die Abwertung der Anderen

Beiträge der mehrjährigen Tagungsreihe

Redaktion	Marina Chernivsky
Konzeptionelle Mitarbeit	Jana Scheuring
Lektorat	Jana Scheuring Romina Wiegemann
Fotografie	Dave Großmann
Gestaltung	Hartmut Friedrich
Verwaltung	René André Bernuth
Auflage	1. Auflage 2015
Druck	Gutenberg Druckerei GmbH Weimar
ISSN N°	0944-8705
Materialien N°	194 – Thüringer Institut für Lehrerfortbildung, Lehrplanentwicklung und Medien
Herausgeber	Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V.
Adresse	Hebelstraße 6 60318 Frankfurt am Main
Telefon Telefax	0 69 / 9 44 37 10 0 69 / 49 48 17
E-Mail	zentrale@zwst.org info@zwst-perspektivwechsel.de
Internet	www.zwst.org www.zwst-perspektivwechsel.de

© 2015 Alle Rechte vorbehalten.



Zentralwohlfahrtsstelle
der Juden in Deutschland e.V.

PERSPEKTIV^{PLUS}
WECHSEL

kompetenz
zentrum
PRÄVENTION UND EMPOWERMENT.

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie *leben!*

Freistaat
Thüringen



Ministerium
für Soziales, Familie
und Gesundheit



Thüringer Landesprogramm
für Demokratie, Toleranz und Weltoffenheit

Das Projekt wurde aus Mitteln des PS-LOS-SPAREN der Thüringer Sparkassen unterstützt.

Freistaat
Thüringen



Institut für Lehrerfortbildung,
Lehrplanentwicklung
und Medien

 Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

1. Auflage im Rahmen des Bundesprogramms
»Demokratie leben!«

www.zwst-perspektivwechsel.de

